

Fondation  
Charles Veillon

*Jane Kramer*

*Lauréate du  
Prix Européen de l'Essai Charles Veillon 1993*

*Allocution*  
Pascal Veillon

*Discours*  
Iso Camartin

*Laudatio*  
Hugo Loetscher

*Conférence*  
Jane Kramer



*Jane Kramer*



## ALLOCUTION DE M. PASCAL VEILLON

*«Sonderbare Europäer», un livre qui se lit comme un roman, mais qui n'est pas un roman, car les personnages, les lieux, les événements ne sont pas du tout fictifs. Il s'agirait plutôt d'une étude anthropologique décrivant nos mœurs d'Européens. Mais qui ne ressemble en rien à un «pavé» scientifique. Ce sont des articles, alors. Des articles de journaux destinés à informer les Américains sur leurs lointains ancêtres. Mais ce n'est pas ce que l'on recherche habituellement dans les journaux: des pages vites lues et synthétiques sur un sujet bien précis.*

*Ni roman, ni ouvrage scientifique, ni journalisme, c'est donc bien un essai.*

*L'essai qui se définit par exclusion des autres genres littéraires.*

*L'essai qui permet de prendre du recul, de voir loin.*

*L'essai que nous avons choisi, en 1993, pour lui attribuer le dix-neuvième Prix Européen de l'Essai Charles Veillon.*

*Je voudrais tout d'abord vous remercier, Madame Jane Kramer, d'être l'auteur de cet essai.*

*Il est le fruit de votre travail et de votre intelligence, mais aussi de vos voyages, de votre regard, et surtout de votre exil.*

*Exil volontaire, je le sais bien. Et pourtant cette expérience sous-tend toute votre démarche. Il est une raison de plus de vous dire également bienvenue.*

*Bienvenue au milieu de nous, bienvenue parmi les 18 lauréats précédents.*

*J'aimerais vous demander: «Vous sentez-vous à l'aise?» La question peut se poser. Vous y figurez comme la seule femme et la seule non-européenne!*

*Eh bien, nous sommes très heureux de ces deux particularités. Heureux, charmés, d'avoir trouvé un auteur au féminin, bien sûr.*



*Heureux aussi d'avoir pu reconnaître un auteur non-européen, malgré notre option de base, découlant de la définition même du Prix, de restreindre notre choix aux productions littéraires européennes.*

*Sans du tout occulter vos origines, nous vous avons reconnue européenne, non seulement par votre mariage et par vos années de vie passées sur le vieux continent, mais surtout par l'esprit qui vous anime.*

*Un esprit que j'aimerais résumer en quatre mots: ouverture au pluralisme et attention à l'autre. Notre Europe déchirée, hésitante, apeurée a un urgent besoin de ranimer en elle cet esprit. Merci à vous, écrivaine américaine, de le faire.*

Pascal Veillon

Zürich, le 9 janvier 1994

## ALLOCUTION DE M. ISO CAMARTIN

*Monsieur le Président,  
vehrte Preisträgerin,  
meine Damen und Herren,*

*Ich darf im Namen der Jury einige Worte an Sie richten.*

*Die Arbeit einer Jury, die einen Preis zu verleihen hat, geschieht fast nie – und dies zum Vorteil der Geehrten und der Übergangenen – im vollen Licht der Öffentlichkeit. So entstehen verständlicherweise Fragen. Warum wohl jener? Warum nicht jene andere? Fragen ziehen Kreise. Auf einmal sind auch Dinge fraglich, die veröffentlicht sind, nachprüfbar und jedem, der es genau wissen möchte, zugänglich.*

*Ich will deshalb einige Spielregeln in Erinnerung rufen, die den Preis betreffen, der hier und heute verliehen wird.*

*Den «Europäischen Essay-Preis-Charles-Veillon» gibt es seit 1975. Einen «Charles-Veillon-Preis» für Literatur gab es allerdings schon früher. Dies führt gelegentlich zu Verwechslungen und unberechtigten Erwartungen. Der erste Charles-Veillon-Preis war ein «Romanpreis», der – und dies war das besondere daran – für ein belletristisches Werk in französischer, in deutscher oder in italienischer Sprache verliehen wurde. Eine Reihe bedeutender Romanciers aus diesen Sprachgebieten haben für eines ihrer Werke diesen Preis erhalten.*

*Als die belletristischen Preise an Beliebtheit und Häufigkeit gewannen, ging man im Stiftungsrat über die Bücher und besann sich auf literarische Gattungen, die ungerechtfertigterweise von Preisen bisher verschont blieben. Nicht zuletzt unter dem Einfluss eines europäischen Essayisten von hohem Rang, der heute hier unter uns ist – ich meine François Bondy – entstand daraus der heutige «Prix Européen de l'Essai Charles Veillon». Dotiert ist er mit 20'000 Sfr. und wird heute zum 19. Mal verliehen. Unter den Preisträgern gibt es solche mit grossen Namen: Roger Caillois, Manes Sperber, Jean Starobinski, Lars Gustavson, György Konrad, Timothy Garton Ash, Roberto Calasso. Zum Beispiel. Mit Jane Kramer wird die erste Essayistin geehrt. Der Preis*

wurde abwechselnd in Lausanne, Genf oder Zürich verliehen – andere Verleihungsorte sind nicht ausgeschlossen.

Eine Jury arbeitet nicht nach eigener Willkür, sondern einmal nach den Vorgaben des Stiftungszwecks, dann freilich auch mit den Kenntnissen und – geben wir es offen zu – den literarischen Orientierungen und Vorlieben ihrer Mitglieder.

Bei diesem «Europäischen-Essaypreis» sind – wie der Name es ja nicht verschweigt – zwei Kriterien für die Erwägung der Preiswürdigkeit entscheidend: ein inhaltliches und ein formales.

Was den Inhalt betrifft, so ist er grossräumig. Europa im weitesten Sinn muss das auszuzeichnende Werk (als einzelnes Buch oder als Gesamtwerk einer Autorin bzw. eines Autors) im Klärungsfeld haben. Europäische Geschichte, europäische Kultur, europäische Politik. Es kann Analyse sein oder Vision, Affirmation oder Ablehnung, kann sich mit einzelnen oder mit Gesamtaspekten europäischer Realität befassen, kann Fragen der Zusammengehörigkeit erörtern, kann Nachweis von Differenzen und Divergenzen sein, kann in die Zentren vordringen oder Randgebiete beschreiben. Nur eben: abwesend soll das Phänomen Europa nicht sein; eine Spur Unruhe über europäische Geschichte oder für europäische Zukunft sollte da sein; indifferent zum Schicksal des europäischen Kontinents sollten die Auszuzeichnenden sich nicht verhalten.

Wenn wir die inzwischen ansehnliche Reihe von preisgekrönten Büchern betrachten, so fällt es ziemlich leicht, bei allen eine gewisse Ausprägung europäischer Präokkupation zu entdecken. Aller Voraussicht nach wird es auch in Zukunft der Jury nicht schwer fallen, Bücher auffindig zu machen, die in direkter oder indirekter Weise europäisch (und das heisst zumindest auch: antinationalistisch) durchpulst sind.

Was das formale Kriterium betrifft, so ist die Frage etwas heikler. Sie entscheidet sich am Verständnis dessen, was man für den «literarischen Essay» hält. Das ist nicht der Essay, der sich mit Fragen der Literatur befasst, sondern eine Form des Schreibens, die selber von literarästhetischen Strategien der Mitteilung Gebrauch macht.

Der Jury fällt es in der Regel leicht zu entscheiden, was nicht dazu gehört. Es gibt interessante Bücher, die um europäische Fragen kreisen und

*dennoch für diesen Essay-Preis niemals in Frage kämen. Wissenschaftliche, akademische, oder auch: journalistische Bücher, die ihren Ehrgeiz anderswo haben und auf Formen literarischer Sensibilisierung verzichten.*

*Man kann es vielleicht so formulieren: einen gewissen «literarästhetischen Merkwert» muss ein Buch haben, damit die Jury sich damit ernsthaft befasst. Das sind eben nicht nur subjektive Geschmacksfragen. Das hat mit der Produktions- und mit der Rezeptionsästhetik zu tun. Das Buch muss in seiner Strategie des Berichtens und Darstellens ästhetisch markiert sein, und daraus soll der Leser so etwas wie ästhetischen Profit ziehen. Kurzum: das auszuzeichnende Werk muss literarisch relevant sein. Die Autorin oder der Autor dürfen nicht nur etwas wichtiges zu sagen haben, sie müssen es auch so sagen können, dass es uns mehr freut, anders ergreift, nachhaltiger packt.*

*Es ist hier nicht der Ort, einen Traktat über den literarischen Essay vorzutragen. Bücher, die diesem Kriterium entsprechen, sind jedenfalls weniger leicht zu finden, und die Jury hat ziemliche Lesearbeit, bis sie aus Büchern vieler Länder und in vielen Sprachen die für den Preis richtigen eruiert hat.*

*Jane Kramer hat es mit ihren europäisch-orientierten und literaturästhetisch bewusst operierenden Reportagen der Jury leicht gemacht.*

*Ich gratuliere Ihnen, liebe Frau Kramer, sehr herzlich zum Europäischen Essay-Preis «Charles Veillon».*

*Sie, meine Damen und Herren, haben nun Gelegenheit selbst zu urteilen, wie gut die Jury gearbeitet und entschieden hat.*

*Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.*





## LAUDATIO VON HUGO LOETSCHER ÜBER JANE KRAMER

### «VON DER ANSCHAULICHKEIT DES BERICHTENS»

*Wie sehr es uns zu Vorteil gereicht, dass Europa nicht ausschliesslich ein Thema für Europäer ist, dafür bietet Jane Kramer ein erstrangiges Beispiel. Was sie an Amerikaner adressiert, lesen wir als Europäer mit Gewinn.*

*Und nicht bloss, weil jeder Perspektivwechsel neues Licht auf das wirft, was uns bekannt ist, und das wir deswegen zu kennen meinen. Sicher, auch bei einer Amerikanerin wie Kramer lernen wir, uns mit neuen d.h. ausser-europäischen Augen zu sehen. Doch es ist etwas anderes, was zunächst frappiert.*

*Während Europäer (und wir Schweizer mit alpiner Verspätung) sich stolz daran machen, jenseits der eigenen politischen und kulturellen Nationalgrenzen Europa zu entdecken, kommt jemand aus den USA und betrachtet unseren Kontinent von vornherein als Ganzes oder mindestens als etwas Zusammenhängendes. Was uns selber als Leistung und Auftrag erscheint, wird hier mit geradezu unbekümmerter Selbstverständlichkeit angegangen.*

*Konkret heisst dies: Als Kramer Mitte der Siebziger Jahre über Europa zu schreiben begann, berichtete sie vom Krieg in Irland und von Rückwanderern aus Nordafrika in der Provence. Als sie 1988 mit «Europeans» eine umfassende Buch-Bilanz zog, waren auf ihrer Erfahrungskarte Paris und Hamburg zu einem eigenen Kapitel gekommen, London so gut wie Wien, West-Berlin oder Mailand und neben diesen und anderen Städten auch Zürich.*

*Es gibt verschiedene Gründe sich mit Zürich einzulassen. Nicht nur, um hier den Prix Européen de l'Essai der Veillon-Stiftung entgegenzunehmen.*

*Zum ersten Mal mochte sie als Studentin von Zürich gehört haben; der Professor für angelsächsische Literatur, der ihr Milton und literarische Paradiese vermittelte, war Züricher. Eine Bekanntschaft mit der Stadt ergab sich, dank ihres Mannes, Vincent Crapanzano, Ethnopsychologe*



*und Anthropologe, der u.a. über indianische Glaubensriten publizierte. Wie man in einer Ehe anlässlich eines gemeinsamen Marokko-Aufenthaltes sich in den anthropologischen Blick teilt und was für unterschiedliche Bücher dabei entstehen können, lässt sich aufzeigen, wenn man neben «Tuhami», das Porträt eines Marokkaners, das Crapanzano verfasste, die Geschichte über eine Liebe und über Heiratsriten stellt, welche Jane Kramer erzählt: die Geschichte einer jungen Marokkanerin, die davonläuft und deren Ehre wieder hergestellt werden muss «Honor to the Bride». Zur deutschen Ausgabe von «Hamadscha» einer Untersuchung über eine religiöse Gemeinschaft in Marokko, hat der Ethnopschoanalytiker Paul Parin ein Vorwort verfasst, und um ihn formierte sich für die Kramers ein Zürcher Freundeskreis. Auf eine erste private Begegnung folgte eine gezielt professionelle Rückkehr, um die Zwinglistadt zu porträtieren:*

*«Die sozusagen seligmachende Gnade von Zwingli beruht darin, dass er verrucht katholische Gegenstände ihres Goldes, ihres Silbers und ihrer Edelsteine entkleidete und den Schatz der Stadtverwaltung überantwortete. Damit leitet er einen Prozess ein, der mit allem Respekt, zum schweizerischen Bankwesen führte. Das Konvertieren von Kunst in Besitz, die Umwandlung von heiligem Reichtum in profanen, die dieses Konvertitentum begleitete, schien die Leute hier nicht sichtlich zu beeindrucken. Gold bewahrt seine besondere Qualität, ob es für die Krone der Jungfrau Maria verwendet oder umgeschmolzen wird zu Barren.»*

*Wenn Kramer für die Zwinglistadt ein kritisches Sensorium bewies, dann nicht zuletzt, weil sie an der Limmat Heimatluft atmete, wie aus einem unserer pariser Gespräche hervorging – sie stammt aus dem Neu-Englandstaat Rhode Island, aus einem Amerika, das einen eignen Puritanismus des Arbeitens und Erwerbens pflegt. Ihre Providence-Herkunft schuf eine gute Voraussetzung, um unseren Habitus zu verstehen: unser understatement im Zeigen wenn auch nicht im Haben.*

*Zwinglis Zürich auf einer Europa-Karte – aber was für ein Europa. London eine «Stadt des Verlustes» und nicht mehr Metropole eines Empires. Hamburg als Hintergrund der deutschen Terroristszene. Wien voll provinzieller Nostalgie und verdrängter Nazi-Vergangenheit. Berlin mit der Mauer und Berlin ohne Mauer. Ungarn als erstes westliches Land im Osten. La France profonde von de Gaulle und der compromesso storico in Italien. Militärische Aufrüstung und Konsumcredo. Atomare Bedrohung und Friedensmärsche. Kalter Krieg und*

*ideologisches Debakel. Boom und Rezession und dies wirtschaftlich wie moralisch.*

*Nein – dieses Europa war längst nicht mehr die gute alte Kulturwelt, auf die die Neue Welt mit Bewunderung wenn nicht gar mit Minderwertigkeitsgefühlen blickt. Aber es verhält sich auch nicht so, dass mit Kramer Europa von einem Amerika begutachtet wird, das überzeugt ist, der american way of life weise der Welt den Weg in die Zukunft.*

*Unsere Autorin war grossgeworden in einem Amerika des Vietnamkriegs und der Bürgerrechtskämpfe. Bereits als Studentin am Vassar College und danach an der Columbia Universität war sie journalistisch tätig. Sie schrieb für «The Village Voice», damals noch acht Seiten umfassend, das Wochenblatt der tätigen Intelligenzia, das anders und newer als der new journalism sein wollte.*

*Nicht zufällig lautete einer der ersten Buchtitel von Kramer «Allen Ginsberg in America». Sein «Geheil» war der Aufschrei ihrer Generation. Der Beatnik attackierte vermittelst und über die Literatur hinaus Moral und Tradition, die sich nur noch auf Gesetz und Ordnung beriefen. Mit nicht minder entlarvender Absicht weitete Kramer später einen Bericht über texanische Kuhhirten aus zu einem Buch, für das sie den «American Book Award for non-fiction» erhielt. Die Auszeichnung galt «The Last Cowboy», der Entmytifizierung vom Helden eines freieren Western.*

*Die Auseinandersetzung mit der amerikanischen Gesellschaft stimmte Kramer bestens ein auf die Widersprüche und Konflikte Europas. Transatlantische Gemeinschaft kann auch heissen, sich in Krisen zu teilen, mit denen man nicht fertig wird.*

*Nach ihrer Redaktionstätigkeit in «The New Yorker» arbeitete Kramer ab 1977 als «Reporter in Europe» für diese Wochenzeitung. 1981 nahm sie zweiten Wohnsitz in Paris, von wo sie seither ihre «Letters from Europe» nach New York schickt.*

*«Wir redeten in New York über die Linke und die Rechte, über Eurokommunismus und Eurodollar und, mit persönlicher Präferenz, über das Wirtschaftswunder. Europa war eine Botschaft mit Schlüsselwörtern wie Sozialdemokratie, Gastarbeiter, Yves Saint Laurent, Crillon,*



*der Papst und Haute Culture. Skandinavien war der Inbegriff von Sozialpakt und Soziallängeweile. Deutschland bedeutete soviel wie Wiederaufbau, Autobahnen und Ulrike Meinhof. Die Schweiz – das waren Goldbarren und Chalets für Scheiks. Italien stand für erstklassige Lederwaren, für eine Briefpost, die nicht funktionierte, und für die Brigada Rossa.»*

*Dieses Bild korrigierte Kramer, indem sie von pieds noirs, französischen Rückwanderern, schrieb, von jugoslawischen Gastarbeitern in Schweden, von Uganda-Asiaten in London, von einem italienischen Alt-Kommunisten, der am Fest der Unità nicht mehr die Internationale singt sondern zum Tanz aufspielt. Diese vier Gross-Reportagen sammelte Kramer zu einem Band «Unsettling Europe». Im Vorwort dazu fragte sich die Autorin, inwiefern die Berichte zusammenhängen, und wir entdecken mit ihr: Es handelt sich um Menschen, die benachteiligt sind, denen die Geschichte eine Falle stellte, die aber kraft ihres Schicksals mit «instinktiver Subversion» wirken, wie Kramer formuliert: durch ihre blosse Existenz und ihren Existenzwillen decken sie die Brüchigkeit der herrschenden Werthierarchie auf.*

*«Unsettling» liest sich als Credo-Wort. Unwillkommen-sein und Nicht-dazu-gehören, ein Dach-überm-Kopf-haben-wollen und ausgeschlossen werden mit Gewalt und Gewalttätigkeiten – das Thema der Minoritäten jeglicher Art bleibt, aktualisiert und brutalisiert sich zusehends.*

*Zu Benachteiligten können englische Minenarbeiter werden: «Sie sind ein verlorener Stamm. Schwerlich vorzustellen, dass im Westen eine andere Berufsgruppe, die überflüssig wurde, so überflüssig wurde wie die englischen Kohlenarbeiter.» Und neben ihnen die, die nach wie vor «located» sind, verwurzelt sagen wir, wie zum Beispiel eine Landwirtin im Périgord, an dessen Schafherden, Feldern und Gänselebern die Geschichte nicht folgenlos vorbeigeht. Eine Geschichte, in der alles mobil wurde und in der sich die Unentwegten auf Einheimisches und Eigenheiten berufen und die statt Lösungen anstreben Erlösung erhoffen und diese durch Ausschluss und Abschuss all dessen, was fremd ist oder was sie zu Fremdem stempeln, einmal mehr den Rassenhass am Anti-Semitismus ühend.*

*Auf die Karte des «unsettling Europe» setzte Kramer Ludwigshafen, wo junge Neo-Nazis, das Chaos in den Köpfen, einen jungen Türken am Strassenrand fast zu Tode treten. Und neben Ludwigshafen eine*

Stadt wie Dreux, wo sich seit dem Spanischen Bürgerkrieg Ausländer niederlassen, denen später Portugiesen folgten, und wo heute die ethnischen Konflikte sich auch unter den Zugewanderten abspielen, unter Arabern, Schwarzen, Türken und Jugoslawen und wo der Front National sich eine Hochburg sicherte.

Für die Explosivität eines multikulturellen Europas, als Herausforderung und Chance, bringt Kramer Sensibilität und Scharfsinn mit, die sie im eigenen Land erwarb. «Unsettlings» beschränkt sich nicht auf den alten Kontinent, wenn man an eine ihrer jüngsten Arbeiten denkt, eine Auseinandersetzung im Zeichen der politischen Korrektheit mit dem New Yorker Viertel Bronx, welches das Thema ihres nächsten Buches abgeben wird. Für «In the South Bronx» erhielt sie letztes Jahr den National Magazine Award.

Offenheit für Benachteiligte, Neugierde und Mitempfinden für das, was gemeinhin übergangen wird, äussert sich als Vorliebe für den Nebenschauplatz und als Liebe zur Kleinen Frau oder zum Kleinen Mann. Wenn Wahlen in Italien, dann vielleicht in Castellina, oder die Place Dauphine in Paris als Bühne für lokalen Rassenkonflikt. Natürlich erhalten bei einer bald zwanzigjährigen Berichterstattung Persönlichkeiten Aktualitätswert, und sei es nur aus traurig-miesem Anlass wie Klaus Barbie oder Kurt Waldheim. Dass Mitterand und seine Monarchie Aufmerksamkeit erregt, überrascht so wenig wie die Begegnung mit dem Star der portugiesischen Nelkenrevolution, Othelo.

Mag sein, dass jemandem, der sich in Geheimtips auskennt, der Name des Schriftstellers Emmanuel Bove etwas sagt, oder dass, wer sich in der Musikszene umhört, weiss; Frankie Nto Song ist ein Rock-Musiker aus Kamerun, der sein Glück in Paris suchte. Aber wer ist Madame Joséphine Guezou? Eine Bretonin, die einst der Résistance half und heute den Deutschen Unterkünfte vermietet. Und wer ist Peter Schmidt? Ein deutscher Junge, der aus der DDR abhauen wollte, ohne grosse politische Ideen. Und Madame Gonçalves? Die portugiesische Concierge von Kramer an der Rue Cherche-Midi. Figuren, die zum Teil in die erste deutsche Auswahl von Kramer-Texten aufgenommen wurden. «Sonderbare Europäer» lautet der Titel. Im Falle des italienischen Scharlatans Dottore Verdiglione trifft das Sonderbare als merkwürdig-extravagant aufs Brillante zu. Ansonsten ist «sonderbar» so zu lesen, dass die Figuren des «Besonderen bar» sind, und dass sich an ihren Kleinschicksalen das grosse ablesen lässt, das für die Grosszahl der



*Leben sich nicht der Sensationen bedient. Ein Journalismus der von Psychologie lernte, dass das Banale bedeutungsschwanger ist, der mit der Soziologie die Erkenntnis teilt, dass sich ein Individuum durch das Beziehungssystem profiliert, in dem es steht, der sich an der Geschichtswissenschaft orientiert, die sich nicht an Helden hält sondern an Mentalität und die bei der Linguistik die Einsicht gewann, dass die Sprache immer mehr meint als sie sagt – kurz ein Journalismus auf der Höhe seiner Zeit.*

*Gegen unsere Neigung, mit bequemen Abstraktionen unbequemen Tatsachen beizukommen, schreibt Kramer, nach eigener Formulierung, an. Schreiben als Metier beschränkt sich nicht auf die Mitarbeit am The New Yorker oder an der New York Review of Books, Vogue, HG und andern Zeitungen und Zeitschriften. Und beschränkt sich nicht auf das Verfassen von Artikeln und dem Publizieren von Büchern. Sie dozierte in den letzten Jahren als Gastprofessorin für Journalismus an den Universitäten Princeton und Berkley. Wo Schreiben sich als Verantwortung versteht, impliziert es unabdingbar die Freiheit der andern. Mitglied im Vorstand des «Komitees zum Schutz der Journalisten» zeichnet sie verantwortlich als Mitautorin der Publikation «Die Presse in der Türkei».*

*Sie tritt nicht gegen bequeme Abstraktionen an, indem sie diesen unbequeme entgegenstellt. Bei ihr hat die Terminologie, die sich wichtiger nimmt als die Realität, keine Chance. Einer ihrer glanzvoll satirischen Briefen gilt dem «discours» der Pariser Intellektuellen, jener Diskussion in Permanenz, die Schriftsteller und Philosophen zum Anlass nehmen, sich gegenseitig für tief durchdachte Unlesbarkeit zu bewundern.*

*Wie konkret ihr Einsatz ist, möge ein Anfang wie dieser illustrieren: «Françoise Gaspard, einst Bürgermeisterin von Dreux, fürchtet Aerger zu kriegen mit der Rechten, wenn Staubsauger-Vertreter in den städtischen Sozialbauten auftauchen.» Unmittelbar wird man in eine Situation mit ihren sozialen und politischen Spannungen versetzt. Und das Problem, das angegangen wird, erhält bereits mit der Exposition Anschaulichkeit.*

*Nun pflegt Kramer, oder besser, darf sie als Korrespondentin für The New Yorker einen Journalismus von avantgardistischer Unzeitgemässheit pflegen – in keiner Weise nach dem Boulevard-Marketing*

*schielend: das Wesentliche in zwei Sätzen sagen unter Vermeidung von Nebensätzen, da man dem Leser nicht die Kommaregeln zutrauen mag, die man selber nicht beherrscht.*

*Zwanzig Seiten ermöglichen, Historisches ins Aktuelle einzublenden, erlauben Querverbindungen, interdisziplinär und ressortüberspringend, gestatten das ausführliche Zitieren. Erst ab einem gewissen Umfang kann der Komplexität einer Situation und damit der umfassenderen Wahrheit Rechnung getragen werden, und was dabei an Aspekten und Ambivalenzen aufgedeckt werden kann, das bietet geradezu exemplarischer ihr Bericht über den Krach und die Gewalttätigkeit der Autonomen im Berliner Viertel Kreuzberg.*

*Es versteht sich, dass ein solches Schreiben nur dank ausgiebiger Recherchen und aufgrund von Lektüre fruchtbar wird. Das Bestechende bei der Lektüre ist denn auch der Originalton – das Zitieren der Betroffenen oder das Beherrschen des jeweiligen ideologischen Vokabulars, ob «Filz» oder «Nouvelle droite». Hinter dem, was sich als stupende Detailfülle und auch sprachlich als Lokalkolorit ausbreitet, steht eine strenge Disziplin, die Fähigkeit mit wenig Sätzen zu charakterisieren. Bei einem Nachruf zum Beispiel: «Mendès France glaubte, man könne aus dem zweiten Weltkrieg Lehren ziehen. Er war überzeugt, dass jedes Land, das sich den Symbolen der Macht anheim gibt, monstruös wird. Er war ein passionierter Demokrat. Er zog das Chaos einer alten Parlamentsdemokratie der kalten Klarheit einer Präsidentialrepublik vor, auch wenn das Chaos ihm selber am Ende eine Niederlage bereitete. Er besass Weitblick. Seine Familie war einst vor der portugiesischen Inquisition geflohen und liess sich in Bordeaux nieder und änderte den Namen Mendes de Franca in Mendès France. Er bot vielen französischen Juden den Anschauungsunterricht einer Familiensaga, die damit endete, dass ein Jude zum Präsidenten von Frankreich hochstieg, der erniedrigt wurde, als er an der Macht war, und geachtet, als er keine mehr besass. In der Tat geachtet, auch wenn die Ehrerweisung oft aus einem Gefühl der Scham resultierte.»*

*Man mag in der strengen Ausrichtung auf Information angelsächsische Tradition erkennen. Sich-Orientieren heisst weder, einen Standpunkt aufgeben, noch, ohne einen auskommen zu wollen. Das wäre bei der Eigenwilligkeit, mit der Kramer ihre Themen auswählt, schon wegen ihres intellektuellen Temperamentes, ihrer Pointenbegabung und Formulierungslust, nicht denkbar, zudem verlangt der Brief als*



*Gattung stilistisch geradezu den persönlichen Blickwinkel. Aber es ist etwas anderes, ob ein Thema zur privaten Schaustellung und persönlichen Bravour benutzt oder ob vorgeführt wird, wie sich Realität an Subjektivität bricht.*

*Weit und nüancenreich ist die Spannweite von Mitteilung und Reflexion; sie machen das epische Potential aus und bieten die Voraussetzung dafür den Metieverstand, Fakten nicht wiederzugeben, sondern sie darzustellen. Und da Menschen diese Geschichten bevölkern, erlangen Probleme und Analysen bei Kramer ein menschliches Gesicht und die Lektüre spielt sich ab von Aug zu Aug.*

*Was an Geschichten möglich wird, liesse sich an der von Ana Silva zeigen. Die Geschichte einer Garderobiere und eines Sängers, einer kleinen Frau und eines grossen Mannes, einer Portugiesin, die in Paris ihr Auskommen findet, und eines Spaniers, der hier zu seinen Auftritten kommt, ein Nebeneinander von Existenzen, biographische Episoden kunstvoll ineinander komponiert, ein Bericht von Ruhm und Vergessen, von Hoffnung und Resignation, ein Meisterwerk verhaltener Empfindsamkeit – Ana Silva würde ich in jeder Anthologie von Liebesgeschichten Platz einräumen.*

*Was an Konkretem oder Aktuellem zu dieser Geschichte führte, wird hinfällig. Was zählt und hält ist die humane Anschaulichkeit. Mit dieser Darstellungskunst ersteht Literaturträchtigkeit. Dies festzuhalten ist eine Anerkennung, die sich als Dank auch auf die Weise ausdrücken lässt, dass Jane Kramer ausgezeichnet wird mit einem Essai-Preis.*

LAUDATIO PRONONCÉE PAR HUGO LOETSCHER  
EN L'HONNEUR DE JANE KRAMER

«DE L'EXPRESSIVITÉ DU RÉCIT»

*Jane Kramer est un exemple idéal de l'avantage qu'a l'Europe de n'être pas exclusivement un thème pour Européens. Ainsi nous, Européens, lisons avec profit l'évocation qu'en font les Américains.*

*Et non seulement parce que chaque perspective nouvelle éclaire d'un jour inattendu ce qui nous est familier et que nous croyons connaître. Mais encore parce qu'avec une Américaine comme Jane Kramer, c'est notre regard qui change en découvrant la perception des non-Européens. Autre chose nous frappe aussi au premier coup d'œil.*

*Alors que les Européens (dont les Suisses, quoique avec un certain retard alpin) découvrent avec fierté l'Europe au-delà de leurs frontières nationales, politiques et culturelles, voici quelqu'un qui vient des Etats-Unis et observe notre continent comme un tout ou du moins comme un ensemble. Ce qui nous apparaît comme une action et un devoir d'intégration est abordé ici comme une simple évidence.*

*Concrètement, quand Jane Kramer commença à écrire sur l'Europe vers le milieu des années 70, elle raconta la guerre en Irlande et le retour des colons d'Afrique du Nord vers la Provence. Lorsque, avec «Europeans» en 1988, elle réalisa un livre-bilan, s'ajoutèrent à la carte de ses expériences Paris et Hambourg, Londres et Vienne, mais aussi Berlin-Ouest et Milan, sans oublier Zurich.*

*Il y a plusieurs raisons à cette mention de Zurich, et qui n'annonçaient pas la réception du Prix Européen de l'Essai décerné par la Fondation Veillon en cette ville.*

*En effet, Jane Kramer a entendu parler pour la première fois de Zurich en tant qu'étudiante: son professeur de littérature anglo-saxonne, qui lui fit découvrir Milton et des paradis littéraires, était Zurichois. Un autre lien se tissa avec la ville à travers son mari, Vincent Crapanzano, un ethnopsychologue et anthropologue qui publia, entre autres, sur les rites de croyance indiens. Il est intéressant de noter les divergences*

*d'opinion anthropologique qui différencient le couple lorsque, suite à un même voyage marocain, le mari publie «Tuhami», le portrait d'un Marocain, alors que son épouse s'attache à la chronique d'un amour et au récit des rites du mariage: ce sera «Honor to the Bride» où Jane Kramer raconte l'histoire d'une jeune Marocaine qui s'enfuit et dont l'honneur doit être restauré. C'est Paul Parin, ethnopsychiatre zuricois qui préfaça «Hamadascha», l'étude d'une communauté religieuse du Maroc. Il devint le pivot d'un cercle d'amis qui se constitua au bord de la Limmat autour du couple américain. Ces contacts privés allaient se prolonger par une visite professionnelle, Jane Kramer décidant de faire le portrait de la ville de Zwingli.*

*«La sanctification par la grâce qu'offrit Zwingli à la cité tient à l'or, à l'argent, aux pierres précieuses qu'il fit arracher aux objets du culte catholique pour enrichir le trésor municipal. Ainsi s'ébaucha un processus qui, avec tout le respect qui lui est dû, conduisit au système bancaire suisse. La conversion de l'art en propriété, c'est-à-dire la transformation d'un patrimoine sacré en un patrimoine profane pour accompagner cette conversion ne sembla d'ailleurs pas faire une grande impression sur la population locale. L'or garde sa qualité propre qu'il soit monté en couronne pour la Vierge Marie ou fondu en lingots.»*

*Si Jane Kramer sentit profondément la ville de Zwingli, c'est qu'elle retrouva sur les bords de la Limmat un air familier, celui de la Nouvelle Angleterre. Comme elle nous le confia lors d'un entretien à Paris, n'est-elle pas originaire de l'Etat de Rhode Island, lieu d'une Amérique puritaine attachée au travail et au profit. Venir de Providence la prédisposait à mieux comprendre notre comportement, l'euphémisme de notre paraître sinon de nos biens.*

*Mais sur quelle carte de l'Europe ranger le Zurich de Zwingli? Une carte où Londres devenue ville de perdition n'est plus la métropole d'un empire; où Hambourg se révèle simple toile de fond au drame terroriste allemand; où Vienne voile de nostalgie provinciale un passé nazi refoulé; où Berlin se fait autour d'un mur ou de sa disparition. Une carte de l'Europe où la Hongrie devient le premier pays occidental à l'Est. Une carte qui raconte aussi la France profonde de de Gaulle et le compromesso storico en Italie; le réarmement des nations et le credo consumériste; le risque nucléaire et les marches pour la paix; la guerre froide et la débâcle idéologique; le boom et la récession, tant économiques que moraux.*



*Non. L'Europe de Jane Kramer n'est pas un Vieux Monde de culture qu'admire un Nouveau Monde taraudé d'infériorité. Pourtant ce n'est pas non plus une Europe passée au crible de l'américan way of life devenue référence obligée du monde à venir.*

*Notre auteur a en effet grandi dans une Amérique remise en cause par la guerre du Viêtnam et la lutte pour les droits civiques. Elle s'adonna au journalisme dès ses années d'études à Vassar College puis à l'Université Columbia. Elle collabora au «Village Voice», qui ne comptait alors que huit pages, l'organe des intellectuels engagés, l'hebdomadaire qui se voulait différent et plus novateur que le new journalism lui-même.*

*Ce n'est pas un hasard si l'un des premiers livres de Jane Kramer s'intitula «Allen Ginsberg in America». Sa «gueulante» fut le cri d'une génération. Le beatnik attaqua par la littérature et au-delà, la morale et la tradition, valeurs qui ne se référaient encore qu'à la loi et à l'ordre. Avec des intentions tout aussi révélatrices, Jane Kramer boucla un récit sur les vachers texans en forme de livre, ce qui lui valut le «American Book Award for non-fiction». Cette distinction s'adressait à «The Last Cowboy», un essai de démythification du héros de Western, incarnation de la liberté.*

*C'est dire que l'analyse critique de la société américaine faite par Jane Kramer la prépara fort bien à comprendre les contradictions et les conflits ruinant l'Europe. La communauté transatlantique peut aussi signifier s'enfoncer ensemble dans des crises dont le terme reste inconnu.*

*Après quelques collaborations faites auprès du «New Yorker», Jane Kramer, à partir de 1977, entra dans cet hebdomadaire à titre de reporter pour l'Europe. En 1981, elle prit une seconde résidence à Paris, d'où elle envoya à New York ses «Letters from Europe».*

*«A New York, nous parlions de la Droite et de la Gauche, de l'euro-communisme et de l'euro-dollar ou, par préférence personnelle, du miracle économique. L'Europe était un discours émaillé de mots-clés comme la social-démocratie, les travailleurs immigrés, Yves Saint Laurent, Le Crillon, le pape et la haute culture. La Scandinavie était le symbole du contrat social et de l'ennui. L'Allemagne signifiait à la fois reconstruction, autoroutes et Ulrike Meinhof. Quant à la Suisse, c'était les lingots d'or et des chalets pour cheiks arabes alors que l'Italie*

représentait les articles de luxe en cuir, un système postal inopérant et les Brigades rouges».

*Jane Kramer corrigea cette image en racontant les pieds-noirs, Français rentrant au pays, les travailleurs immigrés yougoslaves en Suède, les Asiatiques ougandais à Londres, ou ce vieux communiste italien qui, à la fête de l'Unité, ne chante plus l'Internationale mais joue des airs de danse. Ces quatre grands reportages ont fait l'objet d'un volume intitulé «Unsettling Europe». Dans l'avant-propos, l'auteur se demande dans quelle mesure ces récits sont liés entre eux, question qui nous invite à découvrir que ces gens sont tous des défavorisés, dont les difficultés sont exemplaires, mais qui, portés par leur destin, instinctivement subvertissent la réalité; pour reprendre une formule de Jane Kramer: par leur seule existence, par leur seule volonté d'exister, ils mettent en évidence la fragilité de la hiérarchie des valeurs dominantes.*

*«Unsettling» est alors un concept-clé, car: être-indésirable, ne-pas-faire-partie, aspirer-à-avoir-un-toit et se-retrouver-exclu avec violence et par la violence, c'est aborder le thème des minorités de toutes sortes, sujet toujours actuel dans sa brutalité.*

*Comme ces mineurs britanniques tombés en défaveur: «Ils sont une branche morte. Difficile de s'imaginer qu'à l'Ouest un autre groupe professionnel devenu superflu le soit autant que les mineurs britanniques.» Et avec eux, ceux qui aujourd'hui comme hier, restent attachés à un terroir comme cette fermière du Périgord que l'histoire abandonne avec ses troupeaux de moutons, ses champs ou ses foies d'oie. Une histoire où tout est devenu mobile et où les déracinés s'appuient sur l'indigène et les particularismes pour, au lieu de chercher des solutions, se tailler un espace de liberté par l'exclusion et la destruction de tout ce qui est étranger – ou ce qu'ils estampillent comme tel – bref en jouant une fois encore la haine raciale et l'antisémitisme.*

*Sur la carte de son Europe troublée, Jane Kramer place ainsi Ludwigs-hafen où des jeunes néo-nazis, du chaos plein la tête, ont presque tué un jeune Turc à coups de pied l'abandonnant au bord de la route. Et à côté de Ludwigshafen, elle situe Dreux, ville où des hispaniques se sont installés après la guerre civile espagnole avant que ne les rejoignent des Portugais, Dreux où aujourd'hui les conflits ethniques se déroulent aussi entre immigrés, entre Arabes, Noirs, Turcs et Yougoslaves, ville où le Front national s'est acquis un fief.*



*Pour comprendre l'instabilité d'une Europe multiculturelle, à la fois comme défi et comme chance, Jane Kramer apporte sa sensibilité et une perspicacité développées en son propre pays. Elle ne limite pas le risque de turbulence au Vieux Continent, si l'on pense à l'un de ses livres les plus récents, une analyse placée sous le signe de la « correction politique » marquant le Bronx à New York ; ce sera aussi le thème de son prochain livre. « In the South Bronx » lui a déjà valu le National Magazine Award l'an passé.*

*Son attention aux défavorisés, sa curiosité, sa sympathie pour l'obsolescence ordinaire se retrouvent dans sa prédilection pour le tableau de genre et son amour pour les petites gens, qu'ils participent à des élections à Castelline, en Italie, ou qu'ils vivent un conflit racial, Place Dauphine à Paris. Il va sans dire qu'en près de vingt ans de reportages, quelques personnages prennent couleur d'actualité, même dans le contexte misérable d'un Klaus Barbie ou d'un Kurt Waldheim. Il est moins surprenant que Mitterand et sa monarchie attirent l'attention, ou Othello, l'étoile de la révolution des œillets portugaise.*

*Il se peut que le nom de l'écrivain Emmanuel Bove parle à quelque perceur de secrets ou que le passionné de la scène musicale sache que Frankie Ntoh Song est un musicien rock camerounais venu tenter sa chance à Paris. Mais qui a jamais entendu parler de Madame Joséphine Guezou ? Une Bretonne qui autrefois soutint la résistance et qui aujourd'hui loue des chambres à des Allemands. Et qui est Peter Schmidt ? Un jeune Allemand qui voulait quitter la RDA, sans grand dessein politique. Et Madame Gonçalves, la concierge portugaise de Jane Kramer, rue du Cherche-Midi ? Ces personnages font partie de la première sélection allemande des textes de Jane Kramer, parue sous le titre « Besondere Europäer », singuliers Européens. Dans le cas du charlatan italien, le Dottore Verdiglione, le mot singulier s'applique au brillant d'un personnage curieusement extravagant. Mais la singularité de ces êtres, ce qui les rend remarquables, c'est que dans les limites de leur petit destin se lit un grand dessein qui, pour se faire existence, va bien au-delà des sensations de l'instant. Jane Kramer pratique un journalisme où, comme en psychologie, le banal est lourd de sens, un journalisme qui, avec la sociologie, découvre l'individu dans son système de relations, un journalisme informé par l'histoire mais qui ne s'arrête pas aux héros pour s'intéresser aux mentalités, un journalisme qui, grâce à la linguistique, a compris que la langue en dit toujours plus qu'elle ne le prétend – bref, un journalisme à la pointe de son temps.*



*Contre notre propension à nous débarasser de faits gênants par de confortables abstractions, Jane Kramer, selon sa propre formule, «porte en compte». Ecrire en tant que profession ne se limite pas pour elle à collaborer à The New Yorker ou à la New York Review of Books, à Vogue, HG et à d'autres journaux et périodiques, ni à la rédaction d'articles et à la publication de livres. Ces dernières années, elle a aussi enseigné le journalisme comme professeur invité des Universités de Princeton et de Berkeley. Là où écrire s'entend comme une responsabilité qui implique nécessairement la liberté des autres. C'est ainsi qu'elle est aussi membre du bureau du «Comité pour la protection des journalistes» et, à ce titre, co-auteur de «La presse en Turquie».*

*Elle ne prend pas non plus position contre les confortables abstractions en y opposant des abstractions gênantes. Chez elle, le jeu des mots ne couvre jamais le sérieux de la réalité. Une de ses lettres, magistralement satirique, traite du discours intellectuel parisien, ce débat permanent que s'offrent écrivains et philosophes comme outil d'admiration réciproque d'une illisibilité mûrement réfléchie.*

*Pour preuve du caractère concret de son engagement, j'en veux le début d'article suivant: «Françoise Gaspard, ancienne maire de Dreux, a peur de susciter la colère de la Droite, lorsque des représentants en aspirateurs quadrillent les immeubles sociaux municipaux.» On se trouve immédiatement en situation au cœur de tensions sociales et politiques. Et le problème que l'on aborde prend toute sa force à partir d'une simple exposition.*

*Désormais, Jane Kramer pratique ou plutôt peut pratiquer en tant que correspondante spéciale du New Yorker, un journalisme dont l'actualité est d'avant-garde, se refusant à flatter le boulevard. Il s'agit de dire l'essentiel en deux phrases, d'éviter les relatives parce que l'on n'ose pas imaginer que le lecteur connaisse les règles de ponctuation que l'on ignore soi-même.*

*En vingt pages, une lettre permet d'intégrer l'histoire dans l'actualité, autorise les rappels inter- et transdisciplinaires, souffre de longues citations. En effet, ce n'est qu'à partir d'une certaine ampleur du texte que l'on peut rendre compte de la complexité d'une situation, des aspects et ambivalences de la vérité: son récit sur le bruit et la fureur des Autonomes dans le quartier de Kreuzberg à Berlin le montre de manière exemplaire.*

*Il va sans dire qu'une telle manière d'écrire ne devient féconde que nourrie de recherches poussées et de lectures diverses. Ce qui frappe dans ces articles, c'est l'originalité du ton – tout en citant les personnes concernées – et la maîtrise du vocabulaire idéologique, que ce soit celui du «Filz» ou de la «Nouvelle droite». Derrière ce qui apparaît comme une déroutante profusion de détails, comme une caractérisation locale de la langue, se cache une rigoureuse discipline et la capacité d'évoquer son sujet en un minimum de mots. Dans un article nécrologique, par exemple, elle écrit: «Mendès France croyait que l'on pouvait tirer un enseignement de la seconde guerre mondiale. Il était convaincu que tout pays qui s'en remet aux symboles de la puissance devient monstrueux. C'était un démocrate passionné. Il préférait le chaos d'une vieille démocratie parlementaire à la froide lucidité d'une république présidentielle, même si le chaos signifiait en fin de compte sa propre défaite. Il était perspicace. Dans le passé, sa famille avait fui l'inquisition portugaise et s'était installée à Bordeaux en changeant son nom de Mendes de Franca en Mendès France. Il offrit à beaucoup de juifs français la leçon de choses d'une saga familiale qui se terminait par le fait qu'un juif arrivé à se hisser au rang de Président du Conseil de la France soit humilié pendant son passage au pouvoir et respecté quand il ne l'était plus. Oui, respecté, même si l'hommage rendu venait souvent d'un sentiment de honte».*

*On peut reconnaître dans cette priorité rigoureuse donnée à l'information une tradition anglo-saxonne. Cependant, s'informer ne signifie ni renoncer à son point de vue ni vouloir s'en sortir sans opinion. Chose impensable pour Jane Kramer dont on connaît le scrupule à choisir ses thèmes, non seulement par tempérament intellectuel, mais aussi à cause de son talent de révélateur, de son goût de la formule; n'oublions pas d'ailleurs que la lettre – en tant que genre stylistique – exige justement un regard personnel. Mais ce regard peut conduire à utiliser un thème pour justifier une position personnelle ou montrer son originalité comme il peut mener à mettre en tension créatrice, subjectivité et réalité.*

*Communiquer et réfléchir prennent alors une vaste portée, riche de nuances multiples. Cette double activité fonde un potentiel épique, crée la condition préalable pour que le reportage dépasse la relation des faits afin d'en témoigner. Et comme des personnes habitent ces récits, Jane Kramer donne à ses analyses un visage humain si bien que la lecture de ses textes devient clin d'œil adressé à l'autre.*

*Ce qu'une histoire peut alors rendre possible, on le découvre dans celle d'Ana Silva. C'est la rencontre d'une dame de vestiaire et d'un chanteur, d'une petite femme et d'un grand homme, d'une Portugaise qui gagne sa vie à Paris et d'un Espagnol qui y vient pour une représentation; de la simultanéité de ces deux existences où se croisent des moments de vie de l'un et de l'autre, évoqués avec brio, naît un récit sur la gloire et l'oubli, l'espoir et la résignation, bref un chef-d'œuvre de sensibilité retenue; j'inclurais Ana Silva dans toute anthologie d'amour qui se respecte.*

*Ce qui conduisit au concret ou à l'actualité de cette histoire importe peu. Ce qui compte et ce qui reste, c'est son humanité. D'un tel témoignage naît la littérature. Le constater équivaut à la reconnaître, reconnaissance d'un art qui prend ici la forme du Prix Européen de l'Essai décerné aujourd'hui à Jane Kramer.*



## LECTURE

*I want to talk to you as an American – which as often as not means as an immigrant or as the child of immigrants – about this mysterious thing called “European” identity, which, depending on your point of view, is either reinventing itself or destroying itself with the fact of millions of new immigrants within the borders of West Europe. I hope I’m not being presumptuous, trying to talk to an audience of Europeans about what being European or being “foreign” means. I write often about immigration, but writing, of course, is a kind of protection. It means I’m usually safe in New York, walking the dog or cooking dinner, by the time anyone here in Europe can read me. So maybe I should begin by telling you what happened the first, and last, time I tried to give a talk about immigration in Europe. It was over two years ago, but the fighting was already savage in Yugoslavia, and in Germany the skinhead gangs were already lining up at tattoo parlors for their swastikas. The occasion was a big conference in Vienna on the politics of migration and asylum. A lot of experts came, and they made a lot of passionate and even poetic statements, and quoted a lot of statistics. Twenty papers were read, and about forty study groups met. They met earnestly, tirelessly, day and night. But something was wrong. Something was missing. There were five hundred “experts” in Vienna, and no immigrants among them. No one had bothered to invite any immigrants, or any refugees.*

*When I mentioned this – when I asked, “Where are the immigrants?” And especially, where are the immigrants at this meeting? – it turned out that I was the surrogate “immigrant”. It was assumed that, being a reporter, I actually knew some immigrants. So that was enough, as far as immigrants went. Anything more would have involved special menus, funny clothes, embarrassing habits, unpredictable temperaments, languages no one spoke. It would have – this is a quote – “lowered the level of the discussion”. Now this was a liberal, even a radical, group, a group of people who were making public policy about immigrants, writing the Maastricht immigration guidelines, running immigration ministries, deciding refugee status. But they all meant “trouble” by the word “immigrant”. An immigrant was something anomalous, someone difficult, a problem to be solved – which may be why I turned out to be the compromise between a real immigrant and an immigration expert.*

*Now as it happens I am the child of an immigrant, and of a marriage between that immigrant and what could be called an American, meaning the product of earlier immigrants – so I had inherited a very different idea of “immigrant”. Immigration was something inevitable, even enviable; something socially invigorating and, obviously, something normal. At least, I didn’t think of myself as something “not normal”. This, I realized that day, was probably the most irremedial difference between me and the Europeans I lived with and wrote about. Immigrants didn’t alarm me. What alarmed me, living in Europe, were the confusions of patriotism and nationalism, citizenship and blood, rights and identity, inspired, on both sides, by the upheavals of immigration now.*

*I bring this up because America is by definition an immigrant country, like Canada and Australia. And Europe, which of course is full of immigrants, and always has been, does not think of itself that way. When I moved to Paris, thirteen years ago, I moved to a block that most people I knew at home would have considered completely familiar – just another big-city block, not at all exotic or extraordinary. It was a block where French people and immigrants lived and worked together. I want to describe it to illustrate what counted as radical demographic change thirteen years ago in Europe. Consider it in terms of the killing in Bosnia now, or the neo-Nazi attacks in Germany, or even what happened last year when a boat of Albanian refugees tried to dock in Italy.*

*My concierge, who used to moonlight as the neighborhood maid and seamstress, was Portuguese, from the Tras-of-Montes, by way of Angola. One of the three butchers on the street came from Dahomey. The local grocers were Arab, Berber, and Italian. The plumbers were Italian, and the fix-it man at the local hardware store – he lived across the street – was Portuguese. The waitress at the cafe came from Sri Lanka, the family serving “entrecôte aux clous de girofle” at the restaurant down the street was Tunisian, and the traiteur’s delivery boy was from Iran. The wine dealer used Vietnamese boat people. The neighbors whom the immigrants considered exotic were mainly the Parisians, who had always been there: the fishmonger, the laundress, the man who illustrated made-to-order pornographic books behind a plate-glass store front.*

*Now let me tell you about this same neighborhood today – it’s an old Left Bank neighborhood, a couple of minutes from St-Germain, busy,*



*intimate, and certainly prosperous, the kind of neighborhood where immigrants used to start out in the sixth-floor maids' rooms and could move downstairs, floor by floor, as they made some money (though never, of course, into the best apartments). There are no bleak immigrant housing projects, very little crime or unemployment. It used to be the sort of neighborhood where immigrants were slowly folded into the local life. Not anymore.*

*My concierge retired. She discovered that she had no French friends in the neighborhood, only employers of one sort or another, and she moved to Brazil, one of the two French butchers joined the Front National. So did his brother-in-law, who owns a bar across the street, and so did another brother-in-law who has the Felix Potin mini-market next door. They think there are too many foreigners on the street, and evidently a lot of the neighbors think so, too, since the three brothers-in-law are now acknowledged as a kind of local mafia, and they cover the street, and hang Le Pen posters, and are always busy and clearly doing well. They did not make life pleasant for the butcher from Dahomey. He got the wilted vegetables, the rotted fruits. He lost his business and disappeared. The Arab greengrocer was fired. He opened his own stand down the street, but no one goes to him now, and he has become an integriste – a Muslim fundamentalist – and has gotten defensive and furtive. The Berber grocer, who takes a long view, has stopped talking politics with his customers. I should add that during the Gulf War he was frightened and stopped talking at all. Joao, the Portuguese at the hardware store, saved for twenty years to buy the lease on the store when his French patron retired, but his patron decided that the store, by rights, should be a French store, and he refused Joao's offer and sold secretly – for less money – to a real foreigner – a Frenchman from the Right Bank. Our neighborhood is suddenly, and not so subtly, dividing. Patronage has gotten ethnic and political. There are bars and cafes where the Africans on the block can't go – there's a West African embassy nearby – and bars where the talk stops if an African walks in and asks for cigarettes or a glass of beer. There are stores where the Arabs can go but not the Felix Potin, which has the best prices. The fishmonger on the corner serves all foreigners – myself included – with last week's fish. The maids on the street are Polish now. They work to support husbands who give what they earn to "brokers" who promise them fake identity cards and work permits – and then disappear with the money. But they do not talk anymore about going home, because life is worse at*



home. My new concierge is Serbian. Dika cannot read or write – in French, or indeed in Serbian – but when she applied for the job the concierge next door, who is Croatian and can read and write, went for the interview in her place and got her the job. Now the women have stopped speaking. When Dika left on vacation last year – and the concierge next door was hired to cover for her, Dika knocked on our door and warned us not to let the Croatian in the house while she was gone, because the Croatian lied and stole. Dika called her a whore. Then the Croatian came, and said that she was going to do a good job in the building – not like Dika, she said, who was filthy and stupid and made the courtyard stink of cabbage. And my neighborhood is still one of the most cheerfully integrated neighborhoods in Paris.

What is happening to Europe? When I moved to Paris, in 1981, there were already fifteen million foreigners in Western Europe – proportionately the largest migration of labor in Europe since the Roman Empire. Now there are more – it is impossible to say how many more because so much of the immigration is illegal. But millions more. Officially, twenty five million foreign workers in Western Europe. Many millions more political and economic and civil-war refugees – asylum seekers, under the Geneva Convention. Less than three percent of them actually get asylum. The Geneva signatories never anticipated the fall of the Berlin Wall, or the attrition in Asia and Africa and the Middle East, or, indeed, the level of asylum fraud that is practiced now. They expected maybe a handful of Tiananmen physicists, and some Pakistani intellectuals, and maybe an Albanian novelist due for a Nobel Prize and a sexy Eritrean actress to go on talk shows. Not the half million refugees a year who would arrive, say, at the Frankfurt airport and utter the magic word asylum. Now, they are embarrassed by the rhetoric of asylum – but obviously not that embarrassed, because in 1993 France declared itself a country of “zero immigration” and started making identity checks on anyone looking “foreign”, and Germany rewrote its constitution to revoke asylum laws that to many people had been a model of civilized public policy.

When I arrived in Europe, the problems of immigration had to do with what – in our vocabulary of “posts” – was called post-colonialism and post-war, meaning our war, World War II. The people I wrote about then were people like Mme Martin, coming “home” to France from Algeria discovering she was not welcome in a provincial village where *Pieds Noirs* was a code for “fascist”, where the mayor kept

*a picture of Stalin on his office wall, where the kids who fought her sons on Saturday night were French. They were people like Predrag Ilic, recruited out of a Yugoslav village to work in Sweden in a car factory – in a town where the immigrants, like Strindbergian children were better advised to stay in their rooms, with the door shut, until they were proper “Swedish” grownups. They were people like Akbah Hassan, fleeing Idi Amin’s Uganda, and never knowing why a “big capitalist man” – his words – from the Uganda bush should end up out of work and out of dignity and out of hope in a grimy London suburb where the women took walks, and all the hierarchies of a proper Indian life went unacknowledged.*

*Those problems seem simple now. They were problems of integration and assimilation. Easy to describe we thought. They had to do with the breakdown of Europe’s colonial empires, and with people who, out of desperation or outworn identity, had sought the metropole when the metropole stopped seeking them. They were the mountain coming to Mohammed. We – I’m speaking as a European now – ignored the extent to which we had recruited those immigrants then, for what, in our Eurocentric way, we called “the recovery”. We ignored the extent to which our European geography was, in fact, a clash of many different symbolic geographies. The war should have taught us that. We were safe in our boundaries of East and West, North and South. Our worst immigrant crisis was an oil crisis. We talked in terms of the British colonial model and the French colonial model, in trying to understand the upheavals beginning at home – this, when a quarter of the Turkish work force was already in West Germany, and a quarter of the Yugoslav work force was scattered through every West European country. We did it because the problems then seemed to be problems of identification, or loyalty, or intention.*

*The French seemed then to be better at inspiring identification than anybody else. I wrote – I think it was ten years ago – that the French had taught “being French” in their colonies as a kind of quality, an achievement, an exercise in style and desire, like French Catholicism or French socialism. It travelled well, and, like wine, did fine, as long as it was never shaken and never traumatized. And in fact it proved to be a fairly durable quality, because it may have inspired resistance and revolution – it left a million dead in Algeria – but mysteriously, in the end, it also left most revolutionaries resolutely Francophile. The British, on the other hand, discouraged identification – or rather, they*



were horrified by the thought of anybody "feeling" English who didn't have pink cheeks and hadn't read his history on an English bench in an English library. British colonials were never educated to be English. They had no metropole, in the French sense, that they could claim. In their own countries, they were never "Anglophone" in the way French colonials were Francophone; they were only wogs who spoke English. In England, they joined that semantic precursor of "multicultural" society, the mosaic society: a fantasy place where Mrs. Thatcher ruled like a benevolent pasha over folkloric, not-so-little tribes of immigrants which, in exchange for tribute, were left to their own quaint ways and their own mysterious faiths and their own antipathies.

These were the models, then, of post-colonial immigration. You had either a French-style problem or a British-style problem. You had an integration model, or a multicultural model – both of them having more to do with folklore notions of European temperament than with the realities of foreigners living in the next flat. The real models should have had to do with notions of citizenship – with whether citizenship had to do with membership in a community of rights and responsibilities, or with mystical and at best anachronistic notions of blood and soil.

My friends in Paris talked then about assimilation – about how many generations of "being French" it takes before a foreigner is French. Students of immigration made much of the fact that one in every four Frenchman had a foreign grandparent, ignoring that those grandparents were usually Italian – meaning white Latin Catholics, like most Frenchmen, and that they came from a part of the country that had been handed back and forth between France and Italy for centuries. That, of course, had to do with immigrants who stayed. Thirteen years ago, a lot of people believed that the majority of the immigrants in Europe – the immigrants believed it themselves – would be leaving one day anyway, for Anatolia, for Algeria, for the Cameroons, for wherever they came from, to build villas and sit in cafes all day and hold court, like retired Mafia does in the movies. No one anticipated a world where they could not go home. No one anticipated the joy, for an immigrant woman, of an unescorted walk. No one anticipated the spread of militant fundamentalisms, East and West, or a political vocabulary on both sides about decadence and jus sanguinis that was half Hitler and half Crusades. No one anticipated that, say, in France,



*the unemployment rate would match the immigration rate – twelve percent of the country out of work, nearly twelve percent of the country foreign – and to Frenchmen's minds, turn the immigrants who had been brought in to do the jobs nobody else wanted into competitors for the jobs everybody else needed. No one – not even most Germans – knew that Germany in fact still observed jus sanguinis – meaning that only Germans "by blood" could be German citizens; meaning, in practical terms, that a third-generation German-speaking Turk in Hamburg couldn't vote, while a Russian-speaking family in Tashkent, whose ancestors had moved East with Catherine the Great, might have full rights to German nationality. No one anticipated that "Europe", which had always crossed its borders, could so easily, and again, become "Christian Europe, White Europe, West Europe", when it was people who called themselves "Europeans" describing it. A lot of Europeans were relieved to have, finally, an immigrant problem called "East-West". It meant that their responsibilities to African immigrants or Asian immigrants had to be put off – set aside – in the name of "European" stability.*

*A few years ago, in the town of Carpentras, in Southern France, some people broke into an ancient Jewish cemetery, dug up a fresh grave, and impaled the cadaver of an old Jew with an umbrella. It was a national scandal. The left blamed the right, the right blamed the Arabs, the Arabs blamed the Jews, the Jews blamed the left, and everybody blamed the movie "Dead Poets Society", which they said was encouraging virtuous and susceptible French youths to spend their nights in dark, scary places dreaming up daring and exotic things to do. Never mind that the boys in the movie read poetry and the boys in Carpentras sprayed swastikas on tombs. When nobody could solve the crime – or the crime became too political, or racial, to want to solve – they blamed Mossad, the explanation being that Mossad wanted to "recover" French Jewry for the Israeli cause by raising the sceptre of antisemitism. The crime, in other words, was not a "European" crime. It was not even a Carpentras crime, because in the end no one could believe that local kids – nice Carpentras kids from nice, respectable Carpentras families – could be responsible for anything truly nasty, even if that nastiness reflected what many of their parents thought about "strangers".*

*Germans today say the same thing about their kids. Last year, the mother of a boy in the West German town of Hunxe told a friend of*

mine, who was making a film there, how surprised she had been when her son set fire to an immigrant's house, leaving an eight-year-old girl burned from head to toe and horribly disfigured. She said her son was always "neat, clean, and obedient, only his hair was a little short". Sure, her husband collected Hitler memorabilia and celebrated Hitler's birthday. These were her words: "Everybody collects something. Some people I know collect teacups. My husband just collects something else".

People in Europe used to mean Germany when they talked about Blood and Soil. Now they talk about what "being European" means, and they use the same words. They argue about the rights of "foreigners" in Europe and to Europe – about whether it is "European" to reject foreigners at precisely the moment those foreigners need a Europe most. The argument today has left politics and even economics and entered, what, as our most euphemistic, we call culture. It has to do with being an immigrant in countries where identity – or at least the myth or ideology of identity – has always been something settled, something particular, countries that never thought of themselves as places for, or even with, immigrants. It is about whether those countries can transform themselves, or, indeed, can survive in a fractal "postmodern" world without transforming. It is about the civilization of hosts in conflict with the demands of strangers. And about the unforeseen, inevitable hospitality implosion that has marked the end of too many colonial and imperial and political adventures and turned Europe into a looking-glass world in which the frontier – or the enemy, or the other side of the curtain – has relocated in the heart of the metropole, and strange, wild, incomprehensible Eastern people do indeed drop out of the sky and into Western life and assumptions, like Salman Rushdie's extravagant heroes. It is also about what happens when immigrants we once kept from assimilating start demanding not to assimilate – start demanding separate status, demanding that our laws and what we like to call our Enlightenment values be suspended or changed to conform to the laws and values and practices they left behind, demanding the right even to invoke their own theocratic sanctions against the freedoms of secular states in which they have requested, and received, asylum, or work or residence or even citizenship. The embrace of the Fatwa against Rushdie among British Muslims is a case in point. The demand, in England, that "The Satanic Verses" be banned. Or the illegal circumcision of female children that persists, among some African immigrants groups, in France. Those



*immigrants are saying that as long as they are in Europe, they are part of what "being European" means. So who, in the end, is European?*

*There is no easy comparison with the United States. First of all, in America being an immigrant, or having been an immigrant, or having had parents or grandparents who were immigrants, is an experience that all Americans but the Native Americans share, and it is part of the common definition of "American", hopefully as powerful in the end as any of the differences that have kept Americans apart. The chaos in America now – the reason black people and Hispanic people, and for that matter just about every other sort of people, are fantasizing about a "multi-cultural state" or about "creative separatism" or about whatever the fashionable code word happens to be – is not about our past failures to be; it's about our failures to integrate or assimilate, to be allowed to integrate or assimilate, and thus to corroborate that common definition. The dream was a melting pot, never a set of ghettos. The tragedies of immigrant life had to do with not becoming American, not with "losing" Italy or Germany or Salvador. Who you had been was a little like how poor you had been, or how oppressed you had been – it was something you wanted to have left behind in Europe. But suddenly, America's problem has become a mirror image of Europe's immigration crisis – maybe because for the first time a lot of immigrants are arriving with no intention of staying. Becoming "American" is not their project – which means that our problem is whether we revise old notions of citizenship or residence to meet this entirely new reality – which, of course, used to be Europe's reality: the reality of people who spend years and even lifetimes in a country they do not consider, or want to consider home. And if we do revise those old notions, what have we lost, what have we gained? What are our responsibilities? And theirs? What does citizenship mean? Maybe it's not so much that you, in Europe, are becoming Americanized with your immigrants. Maybe it's that we're becoming Europeanized with ours.*

*Because Europe is so different. Whatever the realities of immigration have been – and twenty five million immigrant workers are a reality – Europeans have persisted in believing that being European has had a lot to do with not being an immigrant; that it meant being white and, despite the Enlightenment and the French Revolution and the institution of the secular nation-state, being Christian – which, as we see now, can easily be taken to mean a Catholic Christian or a Protestant*



Christian and not, say, a Russian Orthodox Christian or an Ethiopian Christian. It had to do with looking "European" and acting "European" and having a very particular European history, which was rooted in place and in common assumptions and expectations and illusions about the world. It was not something you thickened or enriched, like soup stock, with new ingredients from somebody else's garden. This is why the shock in Europe now has less to do with people discovering their "immigrant problem" – everybody knew, long ago, that there was an immigrant problem – than with people discovering that they were still so unprepared for their immigrant problem. It has to do with people realizing that, despite decades of immigration and legislation about immigration and violence against and sometimes from immigrants, there has been so little real debate about the kind of society Europe is going to make, or even wants to make, now that immigrants are a fact of European life. It is rarely about the vitality of social and ethnic and demographic change. It is rarely about cultural contribution. It is rarely even about competence. No one tells the little Turkish girl in Berlin how lucky or smart she is to speak two languages – when the German children next door are stuck with one. There are two million Turks in Germany. Eight percent of the German population is foreign. But legally, officially, there is still no word for "immigrant". There is not one piece of legislation on the books that acknowledges the presence of immigrants, let alone an immigration code. So it isn't hard to understand why in Germany the accomplishment of immigrants is like their pain – rarely part of the discussion.

Last spring, I spent some time in Ludwigshafen with a young Turkish worker who was nearly killed by a group of Nazi skinheads. They put his head on a curb and jumped on it with their steep-tipped Doc Martins and left him for dead. Except he wasn't dead. He was twenty four and spoke the local Pfälzische dialect like a native. He didn't know any Turkish. He had been in Ludwigshafen since the age of one, and, looking at him at first, I hadn't known he wasn't "German". But the skins knew.

France is different. There is no *jus sanguinis*. You are still – despite Mr Ballardur: French by birth, not blood, and the French worry much more about "culture" than color. Let me give you an example from Carpentras: Last year in Carpentras, a North African – that is, a Frenchman whose family came from North Africa – was shot during an attack on an Arab shop, and a lot of people in the town explained it by saying that the immigrant problem had gotten "intolerable."

*When I asked when it had become intolerable, they said it was when there were too many people for the benches in the park opposite the Mairie. This was not a light response; it was a complicated, serious response. There are about six long benches in the park. During the day, old people used them – old ladies taking the sun, old pensioners feeding pigeons. Then the Arab kids started coming, slipping out of school and sometimes dropping out of school. But there were still enough benches, and besides, in those halcyon days only a year or two ago the Arab kids were said to know better than to keep their seats if an old Carpentrasien was looking for a place to sit. Then, when times got hard, and work was scarce, the Arab men came to the park to sit, and they were bitter and defiant, and didn't give up their seats to women anyway. The Front National told the old ladies that, whatever happened, the seats were theirs. Hang on to them! The Muslim Brothers told the Arabs, no, that the seats were theirs. The seats were political. Now in most French towns the Muslim Brothers do well in the immigrant housing projects in direct proportion to the Front National doing well in the French projects. Take the town of Dreux: Le Pen began in Dreux by sending people into the projects, disguised as vacuum cleaner salesmen, and persuading the French workers, who were usually on the dole, that every Algerian in town had been able to buy a better, newer, more expensive vacuum cleaner than his own. The right took over the town council. Then the Muslim Brothers took over the immigrant housing projects. The Arab children were taken out of school and put in Koranic schools, and forbidden to play with French children. The French children were forbidden to play with them. Gangs formed. Fighting started. The city divided. The fall of Dreux, as they call it, took less than a year.*

*Now Carpentras, being in Provence, is arguably more easygoing than a cold, rainy northern city like Dreux. But the Algerians there have stopped getting up for the old ladies, and up toward Mont Ventoux some fundamentalist Christian monks – nationalist, separatist, a mirror image of the Muslim Brothers – are using their monastery grounds for para-military training. They talk about the flag and the cross, and use a racist Bible that has been outlawed by the Church for several hundred years. So in a way, the locals are right when they say it all began with the park benches.*

*Let me end by saying that despite the lessons of history, despite even the lessons of yesterday news – the nightmare of ethnic cleansing in*



*Bosnia, the lunatics like Zhirinovsky in Russia – we seem to be losing what Nadajda Mandelstram once so brilliantly described as our “margin of bourgeois hypocrisy”. She meant that civilizing space between our worst thoughts about each other and our being in the world. We are getting used to a language we would never have used ten years ago. Ten years ago, the mayor of Paris would not have dared to make a speech like the one he made last year about sympathizing with a hypothetical French worker who sees his Arab neighbor with – this is a quote – “three or four wives and twenty kids”, collecting welfare for them all, and – this is another quote – “if you add to that the noise and the smell”, goes crazy. This is not so far from Le Pen, in Dreux, talking about the racket at night during Ramadan, or about the sheep slaughtered in halls for the Feast of Abraham, and the blood pouring down the stairwells. Wiglaf Droste, the German journalist, tells me that he had a neighbor in Frankfurt – a Bulgarian neighbor – who indeed slaughtered animals in his hall, and that the smell was terrible, and that he went to the neighbor and said, “Hey, this bothers me. The blood all over the place. The terrible smell!” and the Bulgarian snarled at him and kept on slaughtering animals in the hall. Droste moved to Berlin. He says he had no solution to his particular “immigrant problem”, but he knows that too many people, too many politicians, are saying that these problems cannot be solved – and yet these are precisely the problems that have to be solved or resolved or at least accepted as problems to solve, because civilized people do not – as we say in the States – throw out the baby with the bath water. Though we often try. It may be that the Bulgarian will stop slaughtering in the hall when he stops thinking about going home, when he makes Germany home. Or maybe he will start slaughtering in a slaughterhouse if someone builds a slaughterhouse. Or let the butcher do it. Or maybe his children will grow up and let the butcher do it. Is it a question of culture, or religion, or nationality, or economics? Right now, nobody is sure.*

*I have heard otherwise tolerant people in our Europe complain that East Europeans, travelling freely within the Community, are already “indistinguishable from Europeans”; that unless the Community is properly sealed forty million of these East Europeans will invade Frankfurt or Clermont-Ferrand, taking the real Europeans’ jobs. No one, of course, believes that Western Europe can support forty million East Europeans; the problem is that to the minds of the people complaining they are not “Europeans” anymore – only “indistinguishable from*



Europeans". The West may couch this in economic terms, saying that unless you lure business to East Europe, and in ways palatable to East Europeans, East Europe will become another mezzogiorno, and everyone will leave, the way southern Italy emptied in the fifties and sixties. But East and West are also states of mind, like North and South or, as we see now, right and left. The West – or the North – is wherever you imagine a life better than your own. Our old political categories, which were confirmed by the sad realities of Eastern Europe before the Wall fell, are helpless categories if we want to describe the complicated, and not always salubrious, struggles for identity – ethnic identity, national identity, religious identity – going on around us now. What we have now may be less "right" or "left" than what Bahktin called "heteroglossia"; it is a struggle of different voices, occupying what West Europeans had thought of as their geography. Roumanian refugees coming to Germany now are turned away, but a couple of months ago Somalian refugees were struggling to come to Roumania, and were also turned away. Sicilians, heading north twenty or thirty years ago, often stopped at the shantytowns of Rome – because to them, Rome was the North. North Africans still flock to Sicily, looking for paradise. Poles come to France, East Germans to West Germany. Five years ago, West Africans were imported as indentured labor to Naples by the Camora to work in sweat shops or to hawk the fake Guccis and Vuittons produced in those sweat shops. They rarely made it north of Florence. Today, they have discovered that Naples is not their "north". They make fairly sophisticated choices. Turin, Milan. I have a group of Ethiopian friends in Milan who went as far north as they could imagine – to Goteberg and Stockholm – and then decided that the real "north" was Milan, where life was sweet and sharp, and they are distressed now because the right in northern Italy has started talking about issuing Lombard passports and stopping everybody else on the autostrada – not just my Ethiopian friends but Romans, Neapolitans, everyone from south of Bologna. In the same way, for almost every Russian I have ever met the "west" is Los Angeles. Not Vancouver, which is offering Russians money to emigrate. Not even San Francisco. Los Angeles.

Maybe this is why East Europeans don't talk about an eastern mezzogiorno when they talk about home. They talk about becoming the "blacks" of Europe, which is not entirely an economic statement. They thought they were Europeans with a rotten system. Bankers come to them now and say there is money for them – if they meet

*the "European" criteria for credit, which according to the bankers means free-market economies and functioning democracies. They rarely do. They tell the bankers they are "European" – it is the other East Europeans who are not. The Hungarians say, "We are the Europeans, not like the Czechs". The Czechs say they are the Europeans, not like the Slovaks or the Poles. The Ukrainians say they are the Europeans, not like the Russians. The Croatians say that they're the Europeans, but the Slovenians say no, we are. So the bankers leave, and the EC looks around and says, we can't float you either. You're too poor to be European. We made the mistake of letting the Greeks be European, and the Irish. Never again. It's only the Swiss who'll do.*

*There are no easy answers. The explosions of "identity" we see in East Europe now are certainly no answer. They're the empty cry of people who have, literally been robbed of primitive history. And they're not really about identity, which is personal, complicated. They're about abandoning identity to abstractions of identity, that's what nationalism is. Only humane laws and a little humor, and the understanding that there have always been immigrants – and there have always been people complaining about immigrants – that immigrants may be trouble, but, as I said when I started, they're inevitable. They get through, no matter how we try to stop them, and eventually, if we're lucky, they start complaining about the "immigration problem". It's a classic sign of assimilation.*

Jane Kramer

## CONFÉRENCE

### L'ÉMIGRATION: UN REGARD SUR L'EUROPE

*Je m'adresse à vous en tant qu'Américaine – ce qui revient à dire en immigrée ou enfant d'immigrés – pour vous parler de ce mystérieux concept que l'on nomme l'identité «européenne». Suivant l'angle auquel vous vous placez, elle est soit en voie de redéfinition, soit en phase de destruction, par la présence de millions de nouveaux venus en Europe occidentale.*

*Il y a de cela deux ans – la Yougoslavie était déjà balkanisée par la guerre civile et les skins allemands commençaient à se faire tatouer des croix gammées – je participais à une grande conférence à Vienne sur la politique d'immigration et d'asile. Il y avait là une multitude d'experts qui, avec passion et même avec poésie, affirmaient une multitude de choses, en citant une multitude de statistiques. Ils étaient convaincus, infatigables, travaillant jour et nuit. Mais il y avait un problème. Parmi les 500 experts invités, il n'y avait aucun immigrant, aucun réfugié. On me fit comprendre qu'en qualité de journaliste, je devais forcément en connaître. Ça suffisait. Leur présence aurait «tiré le niveau des discussions vers le bas».*

*Propos tenus par des esprits ouverts, même novateurs, ceux-là mêmes qui sont responsables des accords de Maastricht en matière d'immigration. Le terme «immigrant» est pour eux synonyme de «généneur». Un immigrant est une anomalie, une difficulté, un problème à résoudre.*

*J'ai hérité d'une idée très différente. En Europe, ce qui m'alarmait, c'était l'amalgame du patriotisme et du nationalisme, de la citoyenneté et du sang, des droits et de l'identité.*

*Lorsque je suis arrivée à Paris, il y a treize ans, je me suis trouvée dans un quartier qui, pour bon nombre de personnes que j'avais connues en Amérique, aurait paru complètement familier. Ma concierge était portugaise, d'origine angolaise. Un des trois bouchers venait du Dahomey, les épiciers du coin étaient arabes, berbères et italiens. Les plombiers étaient italiens et l'homme à tout faire de la quincaillerie était*



portugais. La serveuse du café était srilankaise, et le garçon-livreur de chez le traiteur, iranien.

Laissez-moi vous décrire ce quartier tel qu'il est aujourd'hui. Il s'agit d'un vieux quartier de la rive gauche, à deux minutes de Saint-Germain, animé, intime et certainement prospère.

Ma concierge est à la retraite. Elle s'était rendu compte qu'elle n'avait pas d'amis français, seulement des patrons. Elle est partie au Brésil. Un des charcutiers français s'est rallié au Front national, de même que ses deux beaux-frères, l'un patron d'un bar, et le second, gérant d'un magasin d'alimentation, le Felix-Potin. Ils estiment qu'il y a trop d'étrangers dans le coin, avis partagé vraisemblablement par de nombreux voisins, puisque les beaux-frères sont vus comme une sorte de mafia locale et qu'ils placardent des affiches de Le Pen. Ils sont très actifs. Ils ont rendu la vie dure au boucher du Dahomey, qui ne recevait plus que des légumes flétris et des fruits pourris. Il a fermé boutique. L'épicier arabe a perdu son emploi. Il est devenu «intégriste», sur la défensive et furtif. Le Berbère avait cessé de parler de politique avec ses clients, et depuis la guerre du Golfe, ne parle plus du tout. Le quartier est en train de se diviser, ostensiblement. Les appuis sont ethniques et politiques. Certains bars et cafés restent interdits aux Noirs. Certains commerces accordent l'accès aux Arabes, mais pas le Felix-Potin, où les prix sont les plus avantageux.

Qu'arrive-t-il à l'Europe ?

En 1981, elle comptait déjà quinze millions de travailleurs immigrés, proportionnellement le plus grand nombre depuis l'Empire romain. Aujourd'hui, le chiffre officiel est de vingt-cinq millions, en plus des millions de réfugiés, au sens de la Convention de Genève. L'asile politique est accordé à moins de trois pour-cent de ces derniers. Les signataires de la Convention n'avaient anticipé ni la chute du mur de Berlin, ni la misère en Asie, en Afrique et au Proche-Orient. Probablement n'imaginaient-ils rien de plus qu'une poignée de physiciens chinois, d'intellectuels pakistanais, ou un écrivain albanais, futur Prix Nobel, pas le demi-million de réfugiés par an.

Ils sont embarrassés maintenant par la rhétorique sur l'asile, mais pas suffisamment pour empêcher la France de se déclarer un pays d'«immigration zéro» ou l'Allemagne de modifier sa Constitution pour révo-

*quer des lois sur l'asile considérées par beaucoup comme un paradigme de législation civilisée.*

*Lorsque je suis arrivée en Europe, la question de l'immigration était en rapport avec ce qu'on nommait – dans notre vocabulaire «post» – le post-colonialisme et l'après-guerre, notre guerre, la Seconde Guerre mondiale. Les gens sur qui j'écrivais alors étaient par exemple une Mme Martin, quittant l'Algérie pour retourner en France, se faisant traiter de fasciste dans un village du Midi qui n'appréciait guère les pieds-noirs et dont le maire avait suspendu un portrait de Staline au-dessus de son bureau. Ou un Akbah Hassan, fuyant l'Ouganda d'Idi Amin sans comprendre pourquoi un «grand capitaliste» de la brousse comme lui-même devait atterrir dans une banlieue sordide de Londres où les femmes se promènent librement et où le système de castes n'est pas respecté.*

*Ces problèmes nous paraissent simples aujourd'hui. Il s'agissait d'intégration et d'assimilation. Faciles à décrire, nous pensions qu'ils étaient en rapport avec l'écroulement de l'Europe coloniale. Nous – c'est l'Européenne qui parle – avons négligé l'importance du recrutement d'immigrés pour ce que nous appelions, de notre manière eurocentrique, la «reprise». Nous n'avions pas vu à quel point la géographie européenne pouvait être, en fait, la confrontation d'une multitude de différentes géographies symboliques. La dernière guerre aurait dû nous l'apprendre. Nous étions à l'abri, à l'intérieur de nos frontières, de l'Est, de l'Ouest, du Nord et du Sud. A cet égard, la pire crise que nous avons vécue était celle du pétrole. Les modèles coloniaux britanniques et français étaient largement évoqués. Nous pensions encore en termes d'identification ou de loyauté.*

*Les Français passaient alors pour être les plus forts, dès lors qu'il s'agissait d'encourager l'identification. Ils avaient réussi, dans leurs colonies, à faire comprendre qu'«être Français» était une sorte de qualité, un accomplissement, un exercice de style, à la manière du catholicisme français ou du socialisme français. Une qualité qui, tel le vin, supportait bien l'exportation pour autant qu'il n'y ait pas de secousses. Et une qualité dont la pérennité semble être démontrée, puisque, en dépit des mouvements de résistance et des révolutions qu'elle aura inspirés, en dépit d'un million de morts laissés en Algérie, la plupart des révolutionnaires demeurent résolument francophiles.*



*Les Britanniques, en revanche, décourageaient l'effort d'identification, ou plutôt étaient horrifiés à l'idée que l'on pût, se «sentir» Anglais alors que l'on n'avait pas les joues roses, que l'on n'avait pas étudié l'histoire assis sur une chaise anglaise, dans une bibliothèque anglaise. Les colonisés britanniques n'avaient jamais été éduqués à être Anglais. Ils ne pouvaient prétendre à une Métropole, au sens français. Ils n'étaient pas même considérés comme «anglophones». Ils n'étaient que des autochtones qui parlaient l'anglais. Lorsqu'ils se rendraient en Angleterre, ils se joindraient au précurseur sémantique de la société «multiculturelle», la société mosaïque: lieu chimérique où Mme Thatcher gouvernerait en pacha bienveillant de larges tribus folkloriques d'immigrés, ces derniers étant libres, en échange d'hommages, de vivre selon leurs coutumes étranges et leurs confessions mystérieuses.*

*Les vrais modèles auraient dû impliquer des notions de citoyenneté, que cette dernière reconnût l'appartenance à une communauté de droits et de responsabilités, ou se rattachât à ce concept mystique et, pour utiliser un euphémisme, anachronique: le droit du Sang et du Sol.*

*Mes amis parisiens discutaient à cette époque d'assimilation, du nombre de générations nécessaires à un immigré pour passer du statut de celui qui «se sent» français à celui qui «est» français. Ceux qui étudiaient la question soulignaient le fait qu'un Français sur quatre descendait d'un grand-parent immigré. Ils omettaient d'ajouter que ce grand-parent était généralement italien, c'est-à-dire un blanc catholique, comme la plupart des Français, et qu'il venait le plus souvent d'une région qui n'a cessé d'être ballottée, durant des siècles, entre la France et l'Italie. Ceci pour l'immigrant qui est resté en France. Il y a treize ans, on était nombreux à croire que les immigrants en Europe repartiraient un jour. Ces derniers le croyaient eux-mêmes.*

*Personne n'avait imaginé un monde qui excluait la possibilité de rentrer au pays d'origine. Personne n'avait prévu le retour d'un discours politique invoquant la décadence et le jus sanguinis, langage à mi-chemin entre Hitler et les Croisades. Personne n'avait prévu qu'en France, par exemple, le taux de chômage serait le même que le taux d'immigration, personne, pas même les Allemands, n'était conscient que l'Allemagne en fait observait toujours le jus sanguinis, c'est-à-dire que seuls les Allemands «de sang» pouvaient être reçus comme citoyens.*



*Autrefois, les Européens désignaient l'Allemagne lorsqu'ils évoquaient la notion du Sang et du Sol. Aujourd'hui, ils parlent d'«être européen» en utilisant les mêmes termes. Ils argumentent sur les droits d'un étranger en Europe et d'un étranger à l'Europe. Débat qui soulève d'autres questions: la capacité de ces nations occidentales de muer, ou de survivre dans un monde chaotique «post-moderne» sans se transformer, ou ces implosions inéluctables et imprévisibles qui marquent la fin des aventures coloniales, impérialistes et politiques; une Europe dès lors repliée sur elle-même, dont les frontières – ou l'ennemi – se sont déplacées jusqu'au cœur même de la métropole, là où les immigrants, dont on décourageait jusqu'alors l'assimilation, commencent à ne pas vouloir être assimilés et réclament un statut juridique particulier, voire une modification de nos propres lois afin que celles-ci soient conformes aux leurs.*

*Le cas des Etats-Unis n'est pas facilement comparable. En Amérique, le fait d'être immigrant ou de l'avoir été, ou d'avoir eu des aïeux immigrants est une expérience commune à tous sauf les indigènes; il constitue la définition de l'«Américain». Le chaos qui règne actuellement aux Etats-Unis résulte en partie de notre incapacité d'intégrer ou d'assimiler. Le rêve, c'était le «melting pot» et non pas une série de ghettos. Soudain, le problème américain reflète la crise d'immigration en Europe, pour la raison peut-être que, pour la première fois, les immigrants arrivent sans intention de rester. Devenir «Américain» n'est pas leur but. En cela, ce n'est pas l'Europe qui s'américanise, mais bien l'Amérique qui s'europanise.*

*Les Européens ont persisté à croire qu'ils l'étaient surtout parce qu'ils n'étaient pas des immigrés, qu'ils étaient blancs et chrétiens, et cela en dépit des Lumières, de la Révolution française et de l'institution de l'Etat-nation laïque. En ce sens, l'Europe est moins secouée parce que les gens découvrent leur «problème de l'immigration» que par le fait de ne pas y avoir été préparés.*

*Malgré les leçons de l'Histoire, malgré le cauchemar de l'épuration ethnique en Bosnie, malgré les lunatiques tels que Jirinovski en Russie, il semble que nous perdons ce que Nadejda Mandelstam avait si brillamment nommé «la marge d'hypocrisie bourgeoise». Elle désignait ainsi l'espace civilisé qui se glisse entre nos pensées les plus barbares et la règle sociale. Nous nous accoutumons à un langage que nous ne nous serions pas permis il y a dix ans. J'ai entendu des personnes par ailleurs*

*tolérantes, vivant dans notre Europe, déplorer que les gens de l'Est voyageant librement dans la Communauté ne peuvent déjà plus être distingués des Européens, et qu'à moins d'une communauté hermétique, ils seront bientôt quarante millions à déferler sur Francfort ou Clermont-Ferrand, pour rafler les emplois des vrais Européens. L'Europe orientale deviendra un nouveau Mezzogiorno.*

*Mais le rapport Est-Ouest relève aussi d'un état d'esprit, tout comme le rapport Nord-Sud ou la relation gauche-droite telle qu'on l'observe aujourd'hui. Nos vieilles catégories politiques se révèlent inefficaces dès lors qu'il s'agit de décrire autour de nous les luttes compliquées, et pas toujours saines, d'identités ethniques, nationales et religieuses. Plus qu'une simple question gauche-droite, il s'agit de ce que Bahktin avait appelé «l'hétéroglossie», ou la rivalité de plusieurs voix remplissant ce que les Européens avaient considéré comme leur géographie.*

*Les solutions ne sont pas simples. Quelles qu'elles soient, elles devront contenir beaucoup d'humanité et un peu d'humour. Il y a toujours eu des immigrés et ceux qui se plaignent d'eux. Les immigrés peuvent causer des ennuis: ils sont inévitables. Ils passeront les frontières, quels que soient nos efforts pour les en empêcher. Et pour finir, si tout se passe bien, ils se mettront eux-mêmes à se plaindre du problème de l'immigration. Signe classique de l'assimilation.*

*Jane Kramer*

Traduction partielle: Robert Ayrton

## KONFERENZ

### MEIN EUROPÄISCHER BLICK

*Ich schreibe oft über das Thema Einwanderung, aber Schreiben ist natürlich eine Art von Schutz. Es bedeutet, dass ich meist sicher und wohlbehalten in New York sitze, den Hund spazierenführe, oder das Abendessen koche, wenn man mich hier in Europa liest. Ich sollte Ihnen deshalb vielleicht zuerst erzählen, was beim ersten – und letzten – Mal passiert ist, als ich einen Vortrag über Einwanderung in Europa halten wollte. Es ist mehr als zwei Jahre her, doch in Jugoslawien wurde schon brutal gekämpft, und in Deutschland standen die Skinhead-Banden bereits Schlange, um sich ihre Hakenkreuze eintätowieren zu lassen. Der Anlass war eine grosse Konferenz in Wien über Immigrations- und Asylpolitik. Es kamen eine Menge Experten, und sie gaben eine Menge leidenschaftlicher, ja sogar poetischer Statements ab und zitierten eine Menge Statistiken. Zwanzig Referate wurden gehalten, und an die vierzig Arbeitsgruppen trafen sich. Sie arbeiteten ernsthaft, unermüdlich, Tag und Nacht. Doch etwas stimmte nicht. Etwas fehlte. Da waren fünfhundert «Experten» in Wien, doch keine Einwanderer. Niemand hatte es nötig gefunden, Einwanderer oder Flüchtlinge einzuladen.*

*Als ich dies erwähnte, stellte sich heraus, dass ich als Ersatz-«Einwanderin» da war. Man hatte angenommen, dass ich als Reporterin tatsächlich ein paar Einwanderer kannte. Das musste, was die Einwanderer betraf, genügen. Alles weitere hätte spezielle Menüs, seltsame Kleider, peinliche Gebräuche, unberechenbare Temperamentsausbrüche und Sprachen, die keiner kannte, mit sich gebracht. Es hätte – ich zitiere – «zu einer Senkung des Diskussionsniveaus geführt». Ich spreche hier von Linksliberalen, ja Radikalen. Menschen, die für Immigrationspolitik zuständig, ja Immigrationsminister waren, die Immigrationsrichtlinien für Maastricht formulierten, den Flüchtlingsstatus definierten. Doch für sie alle war das Wort «Einwanderer» gleichbedeutend mit «Ärger». Ein Einwanderer war etwas Anormales, Schwieriges, ein Problem, das einer Lösung bedurfte – was der Grund sein mag, weshalb ich schliesslich als Mittelding zwischen einem echten Einwanderer und einem Einwanderungsexperten eingeladen wurde.*



*Nun trifft es sich, dass ich das Kind eines Einwanderers und einer sogenannten Amerikanerin, also das Produkt früherer Einwanderer bin, weshalb meine ererbte Vorstellung von «Einwanderer» eine ganz andere ist: Einwanderung als etwas Unvermeidliches, ja Beneidenswertes; etwas die Gesellschaft Belebendes und – natürlich – etwas Normales. Ich sehe mich selbst zumindest nicht als «nicht normal». Dies, so wurde mir an jenem Tag in Wien klar, war wahrscheinlich der absolut nicht aufzuhebende Unterschied zwischen mir und den Europäern, mit denen ich zusammenlebte und über die ich schrieb. Einwanderer beunruhigten mich nicht. Was mich beunruhigte, die ich in Europa lebte, waren die Verwechslungen von Patriotismus und Nationalismus. Staatsangehörigkeit und Blut, Rechten und Identitäten, zu denen es infolge jener durch die Einwanderung bedingten sozialen Umwälzungen auf beiden Seiten kam.*

*Ich erwähne dies, weil Amerika per Definition ein Einwandererland ist wie Kanada und Australien. Während Europa, das natürlich voller Einwanderer ist und immer war, sich selbst nicht so sieht. Als ich vor dreizehn Jahren nach Paris übersiedelte, zog ich in ein Viertel, das den meisten Leuten bei uns in New York absolut vertraut vorgekommen wäre: einfach ein Grosstadtviertel, kein bisschen exotisch oder aussergewöhnlich. Es war ein Viertel, wo Franzosen und Einwanderer zusammen wohnten und arbeiteten. Ich will es beschreiben, um zu illustrieren, was in Europa noch vor dreizehn Jahren als radikale demographische Veränderung galt. Und denken Sie dabei an die Toten in Bosnien heute, die Neonazi-Attacken in Deutschland oder was letztes Jahr geschah, als ein Schiff mit albanischen Flüchtlingen in Italien anlegen wollte.*

*Meine Concierge, die illegal auch noch als Dienstmädchen und Näherin arbeitete, war eine Portugiesin aus Trás os Montes, die auf dem Umweg über Angola nach Frankreich gekommen war. Einer der drei Metzger in der Strasse kam aus Dahome. Die Lebensmittelhändler waren Araber, Berber und Italiener. Die Spengler waren Italiener, der Reparatuer im Eisenwarenladen gegenüber Portugiese. Die Kellnerin im Café kam aus Sri Lanka, die Familie, die im Restaurant in der Strasse entrecôte aux clous de girofle servierte, aus Tunesien, und der Austräger des Traiteurs aus dem Iran. Der Weinhändler beschäftigte vietnamesische Boat people. Als exotisch galten bei den Einwanderern vor allem die Pariser, die schon immer dagewesen waren: der Fischhändler, die Wäscherin, der Mann, der im Licht seines Schaufensters Gebrauchspornographie illustrierte.*

*Und so sieht es heute in demselben Viertel aus: Es ist ein altes Viertel auf der Rive gauche, ein paar Minuten von St-Germain, belebt, gemütlich, eindeutig wohlhabend, eines jener Viertel, wo die Einwanderer im Dienstbotenzimmer im sechsten Stock anfangen und, so wie sie Geld verdienen, Stock um Stock nach unten zogen (freilich nie in die besten Wohnungen). Es gibt keine düsteren Sozialwohnungen für Einwanderer, ganz wenig Verbrechen oder Arbeitslosigkeit. Es ist jene Art Viertel, wo die Einwanderer langsam, aber sicher ins Quartierleben integriert wurden. Dem ist nicht mehr so.*

*Meine Concierge hat aufgehört zu arbeiten. Sie stellte fest, dass sie im Quartier keine französischen Freunde, sondern nur Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber hatte, und zog nach Brasilien. Der eine der beiden französischen Metzger ist Mitglied des Front National geworden. Sein Schwager, der Besitzer der Bar gegenüber, hat das gleiche getan, ebenso wie ein weiterer Schwager, dem der Felix-Potin-Minimarkt nebenan gehört. Sie finden, es gebe zu viele Ausländer in der Strasse, und ganz offensichtlich ist auch eine Menge Nachbarn dieser Meinung, denn die drei Schwager sind als eine Art Lokalfamilie anerkannt, sie haben die Strasse im Griff, hängen Le-Pen-Plakate auf, sie haben immer zu tun, und ihre Geschäfte florieren. Sie haben dem Metzger aus Dahome das Leben sauer gemacht. Er machte Pleite und verschwand. Der arabische Gemüsehändler wurde entlassen. Er machte in der Strasse seinen eigenen Stand auf, doch er erhielt nur welches Gemüse und faules Obst. Nun kauft niemand mehr bei ihm, er ist ein intégriste, ein moslemischer Fundamentalist geworden und hat etwas Defensives und Verstohlenes bekommen. Plötzlich und auf wenig subtile Weise spaltet sich unser Viertel. Kundschaft ist zu einer ethnischen und politischen Frage geworden. Es gibt Bars und Cafés, die die Afrikaner im Viertel nicht besuchen können – es gibt eine westafrikanische Botschaft in der Nähe – und Bars, wo man zu reden aufhört, wenn ein Afrikaner hereinkommt und Zigaretten oder ein Bier will. Es gibt Läden, wo die Araber einkaufen können, doch nicht im Felix Potin, der die günstigsten Preise hat. Der Fischhändler an der Ecke verkauft allen Ausländern – auch mir – den Fisch von letzter Woche. Die Dienstmädchen in der Strasse sind jetzt Polinnen. Sie arbeiten, um ihre Männer zu unterstützen, die ihren Verdienst angeblichen «Vermittlern» geben, die ihnen falsche Identitätskarten und Arbeitsgenehmigungen versprechen – und dann mit dem Geld verschwinden. Doch sie reden nicht mehr vom Heimfahren, denn daheim ist das Leben noch schlimmer. Meine neue Concierge ist Serbin. Dika kann weder*



lesen noch schreiben – weder Serbisch, geschweige denn Französisch – doch als sie sich um die Stelle bewarb, war die Concierge von nebenan, die Kroatin ist und lesen kann, an ihrer Stelle zum Einstellungsgespräch gegangen und hatte den Job bekommen. Jetzt reden die Frauen nicht mehr miteinander. Als Dika letztes Jahr in Urlaub fuhr und die Concierge von nebenan für sie einsprang, klopfte Dika bei uns und warnte uns davor, die Kroatin in ihrer Abwesenheit hereinzulassen: Die Kroatin lüge und stehle. Sie sei eine Hure. Dann kam die Kroatin und sagte, sie werde in dem Haus nach dem Rechten sehen – nicht wie Dika, die schmutzig und dumm sei und derentwegen es im Hof nach Kohl stinke. Und dabei ist mein Viertel eines derjenigen, wo die Integration vergleichsweise fröhlich vonstatten geht.

Was geschieht in Europa? Als ich 1981 nach Paris zog, gab es in Westeuropa bereits 15 Millionen Ausländer – proportional die grösste Migration von Arbeitskräften seit dem Römischen Reich. Jetzt sind es mehr – wie viele mehr lässt sich unmöglich sagen, da ein Grossteil der Einwanderung illegal geschieht. Es sind jedoch Millionen mehr. Offiziell gibt es 20 Millionen Fremdarbeiter in Westeuropa. Dazu viele weitere Millionen politischer, Wirtschafts- und Bürgerkriegsflüchtlinge – Asylbewerber im Sinne der Genfer Konvention. Weniger als drei Prozent erhalten je Asyl. Die Unterzeichner der Genfer Konvention hatten weder den Fall der Berliner Mauer vorausgesehen noch die Zermürbungskriege in Asien, Afrika und dem Nahen Osten und erst recht nicht den Schwindel, der mit dem Asylbegriff getrieben würde. Sie hatten vielleicht eine Handvoll Physiker nach dem Tiananmen-Massaker erwartet, ein paar pakistanische Intellektuelle und vielleicht einen für den Nobelpreis vorgesehenen albanischen Romanautor oder eine sexy Schauspielerin aus Eritrea, die in Talk-Shows aufträte. Aber nicht die halbe Million Flüchtlinge pro Jahr, die z.B. im Frankfurter Flughafen landen und das Zauberwort «Asyl» aussprechen würde. Jetzt geraten sie ihrer damaligen Phrasen wegen in Verlegenheit, doch keine allzu grosse: 1993 erklärte Frankreich sich zum «Nicht-Immigrationsland» und begann, die Identitäten aller, die irgendwie «fremd» aussahen, zu überprüfen, und Deutschland hat seine Verfassung umgeschrieben um jene Asylgesetze zu widerrufen, die vielen als der Inbegriff zivilisierter Politik erschienen waren.

Als ich nach Europa kam, hatte die Einwanderungsproblematik mit dem Postkolonialismus und der Nachkriegszeit zu tun – der Zeit nach



*unserem Krieg, dem Zweiten Weltkrieg. Damals schrieb ich über Leute wie Mme Martin, die aus Algerien nach Frankreich «heimkehrte» und entdecken musste, dass sie in einem Provinzdorf nicht willkommen war, wo «pied noir» als Umschreibung von «Faschist» galt und der Bürgermeister in seinem Büro ein Stalin-Porträt an der Wand hängen hatte, wo die Jungen, die ihre Söhne Samstag abends zusammenschlugen, Franzosen waren. Über jemanden wie Predrag Ilic, der aus einem jugoslawischen Dorf in eine schwedische Autofabrik geholt wurde, in eine Stadt, wo die Einwanderer gut daran taten, sich so lange hinter die geschlossenen Türen ihrer Zimmer zurückzuziehen, bis sie richtige erwachsene «Schweden» waren – ähnlich wie das Strindberg von seiner Kindheit schildert. Über jemanden wie Akbah Hassan, der aus Idi Amins Uganda flüchtete und nie begriff, warum ein «big capitalist man» – seine Worte – aus dem Busch von Uganda sich arbeits-, würde- und hoffnungslos in einer schmutzigen Londoner Vorstadt wiederfinden sollte, wo die Frauen spazierengehen durften und die ganzen Hierarchien eines anständigen Inderlebens überhaupt nichts galten.*

*Heute kommen uns diese Probleme einfach vor. Es waren Probleme der Integration und Assimilation. Sie waren leicht zu beschreiben, dachten wir, sie hatten mit dem Zusammenbruch von Europas Kolonialreichen zu tun und mit Leuten, die es aus Verzweiflung oder aus überlebten Identifikationsgefühlen heraus nach dem Mutterland zog, als dieses von ihnen nichts mehr wissen wollte. Sie waren der Berg, der zum Propheten kam. Wir – und jetzt spreche ich als Europäerin – hatten nicht wahrnehmen wollen, wie heftig wir diese Einwanderer damals angeworben hatten für das, was wir so eurozentrisch als den «Wiederaufbau» bezeichneten. Wir wollten nicht wahrnehmen, aus wie vielen einander widerstrebenden symbolischen Geographien unsere europäische Geographie bestand. Dabei hätten wir das aus dem Krieg lernen können. Wir fühlten uns sicher in unseren Grenzen von Ost und West, Norden und Süden. Die für uns schlimmste Einwanderungskrise war die Ölkrise. Wir sprachen vom britischen und vom französischen Kolonialmodell, wenn wir die Umwälzungen, die nun bei uns ihren Anfang nahmen, zu verstehen suchten – und dabei befand sich bereits ein Viertel aller türkischen Arbeitskräfte in Westdeutschland, und ein Viertel der jugoslawischen Arbeitskräfte war über alle Länder Westeuropas verstreut. Wir taten dies, da die Probleme damals Probleme der Identifikation, der Loyalität und der Zielsetzung zu sein schienen.*

Die Franzosen schienen damals die besten Erzeuger von Identifikationsgefühlen zu sein. Vor ungefähr zehn Jahren schrieb ich, die Franzosen hätten den Menschen in ihren Kolonien beigebracht, was «Franzose» sei: eine Qualität, eine Errungenschaft, eine Übung in Stil und Begehren – wie der französische Katholizismus, der französische Sozialismus. Es vertrug lange Transporte, und wie der Wein hielt es sich gut, solange es nicht zu heftig geschüttelt oder traumatisiert wurde. Ausserdem erwies es sich als recht strapazierfähige Eigenschaft, denn es mochte wohl Anlass zu Widerstand und Revolutionen sein – in Algerien hinterliess es eine Million Tote – doch mysteriöserweise erwiesen sich die meisten Revolutionäre als entschiedene Frankophile. Die Briten hingegen waren nicht auf Identifikationsgefühle aus, ja die Vorstellung, jemand, dessen Backen nicht rosarot waren und der seine Geschichtsbücher nicht auf einem englischen Pult in einer englischen Bibliothek gewälzt hatte, könnte sich als «Engländer» fühlen, war ihnen ein Graus. Die Bewohner der britischen Kolonien wurden nie dazu erzogen, Engländer zu sein. Für sie gab es keine métropole, im französischen Sinne von Mutterland, auf die sie ein Anrecht hatten. In ihren eigenen Ländern waren sie nie in dem Sinne «anglophon», wie die Bewohner der französischen Kolonien «frankophon» waren: Sie waren nur wogs, Kanaken, die Englisch sprachen. In England reihten sie sich in jenen semantischen Vorläufer der «multikulturellen» Gesellschaft ein, der damals mosaic society, «Mosaikgesellschaft», hiess: ein Phantasiereich, in dem Mrs. Thatcher wie ein wohlwollender Pascha über einen folkloristisch bunten Haufen ansehnlicher Immigrantentämme regierte, die gegen einen gewissen Tribut an ihren putzigen Gebräuchen, ihren mysteriösen Glaubensbekenntnissen und Abneigungen festhalten durften.

Dies also waren die damaligen beiden postkolonialen Modelle für den Umgang mit der Einwanderungsproblematik. Man hatte entweder ein Problem wie die Franzosen oder wie die Briten. Man hatte ein Integrations- oder ein multikulturelles Modell – beide hatten mehr mit volkstümlichen Vorstellungen von europäischen Temperamenten als mit den Realitäten der Ausländer in der Wohnung nebenan zu tun. Richtigerweise hätten die Modelle die Frage der Staatsangehörigkeit ins Zentrum stellen müssen: ob die Staatsangehörigkeit etwas zu tun habe mit der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft mit Rechten und Pflichten oder mit den mystischen und bestenfalls anachronistischen Vorstellungen von Blut und Boden.



*Meine Freunde in Paris sprachen damals von Assimilierung, davon, wieviele Generationen «Franzosen» es brauche, bis ein Ausländer Franzose sei. In Immigrationsstudien wurde viel Aufhebens darum gemacht, dass von vier Franzosen einer einen ausländischen Grosselternteil habe – wobei man ausser acht liess, dass die Grosseltern in der Regel Italiener waren, also weisse Katholiken wie die meisten Franzosen, und dass sie aus einem Teil des Landes kamen, der während Jahrhunderten zwischen Italien und Frankreich den Besitz gewechselt hatte. Dabei ging es natürlich nur um jene Einwanderer, die blieben. Vor dreizehn Jahren glaubten viele Leute – selbst die Immigranten – die meisten Einwanderer in Europa würden eines Tages sowieso weggehen – nach Anatolien, Algerien, Kamerun oder wo immer sie herkamen – um sich dort Villen zu bauen, den ganzen Tag in den Cafés zu sitzen und «Hof zu halten» wie ehemalige Mafiabosse im Film.*

*Niemand sah eine Welt voraus, in der sie nicht heimkehren konnten. Niemand sah die Freude einer eingewanderten Frau voraus, unbegleitet spazieren gehen zu können. Niemand sah das Vorrücken militanter Fundamentalismen in Ost und West voraus oder ein politisches Vokabular, das mit Begriffen wie «Dekadenz» und «ius sanguinis» operierte, halb Kreuzzüge, halb Hitler. Niemand sah voraus, dass z.B. in Frankreich die Arbeitslosenrate, der Ausländeranteil entsprechen könnten – zwölf Prozent im Land sind arbeitslos, beinahe zwölf Prozent der Bevölkerung sind Ausländer – wodurch in der Vorstellung mancher Franzosen jene Einwanderer, die geholt worden waren, um die Arbeiten zu machen, die keiner wollte, nun plötzlich mit ihnen um Arbeiten wetteiferten, die alle brauchten. Niemand, noch nicht einmal die meisten Deutschen wussten, dass in Deutschland nach wie vor das ius sanguinis galt, dass nur wer «dem Blut nach» Deutscher war, deutscher Staatsangehöriger werden konnte; was praktisch bedeutete, dass ein deutsch sprechender Drittgenerationstürke in Hamburg kein Stimmrecht hatte, während eine russisch sprechende Familie in Taschkent, deren deutsche Vorfahren mit Katharina der Grossen ostwärts gezogen waren, vollen Anspruch auf deutsche Nationalität hatte. Niemand hatte vorausgesehen, dass «Europa», das schon immer seine Grenzen überschritten hatte, in der Beschreibung von Leuten, die sich selbst als «Europäer» bezeichneten, so leicht wieder ein «christliches, weisses Westeuropa» bedeuten könnte. Viele Europäer waren erleichtert, dass es endlich ein «Ost-West»-Immigrationsproblem gab. Das bedeutete, dass man seine Verantwortung gegenüber*



*afrikanischen oder asiatischen Einwanderern im Namen der «europäischen» Stabilität erst mal aufschieben, beiseite lassen konnte.*

*Vor wenigen Jahren brachen in der Stadt Carpentras in Südfrankreich Leute in den alten jüdischen Friedhof ein, öffneten ein frisches Grab und pfälhten die Leiche eines alten Juden mit einem Regenschirm. Es war ein nationaler Skandal. Die Linke schob die Schuld der Rechten zu, die Rechte den Arabern, die Araber den Juden, die Juden der Linken und alle dem Film «The Dead Poets Society», der tugendhafte und empfindsame französische Jungen angeblich dazu verleitet hatte, ihre Nächte an dunklen, unheimlichen Orten zu verbringen und sich dort tollkühne und absonderliche Taten auszudenken. Es war auch egal, dass die Jungen im Film Gedichte lasen, während die Jungen in Carpentras Hakenkreuze auf Grabsteine sprayten. Als das Verbrechen nicht aufgeklärt werden konnte – oder eine Aufklärung sich aus politischen oder Rassengründen verbot – schob man den Schwarzen Peter dem Mossad zu: Der Mossad habe die französischen Juden für die Sache der Israeli gewinnen wollen, indem er das Gespenst des Antisemitismus beschwor. Das Verbrechen war mit anderen Worten kein «europäisches» Verbrechen, es hatte noch nicht einmal mit Carpentras zu tun, denn letztlich konnte niemand glauben, dass Kinder aus Carpentras – nette Kinder aus netten Familien – etwas wirklich Scheussliches anstellen könnten, auch wenn diese Scheusslichkeit durchaus das widerspiegelte, was viele ihrer Eltern über «Fremde» dachten.*

*Wenn Leute in Europa früher von «Blut und Boden» sprachen, dann war damit Deutschland gemeint. Nun sprechen sie davon, was es heiße, «Europäer» zu sein, und sie verwenden die gleichen Wörter. Sie diskutieren über die Rechte von «Ausländern» in Europa – und aus Europa – ob es «europäisch» sei, Ausländer genau in dem Moment abzuweisen, wo sie Europa am nötigsten hätten. Die Diskussion hat sich aus dem Bereich der Politik und Wirtschaft in jenen Bereich verlagert, den wir, wenn wir besonders euphemistisch sein wollen, Kultur nennen. Sie dreht sich um die Situation von Immigranten in Ländern, wo die Identität – oder zumindest der Mythos oder die Ideologie einer Identität immer etwas Feststehendes, Eigenständiges war, in Ländern, die sich nie als Länder für oder zumindest mit Immigranten gesehen hatten. Sie dreht sich um die Frage, ob diese Länder sich wandeln können, ja ob sie in einer fraktalen, «postmodernen» Welt denn überleben könnten, ohne sich zu wandeln. Sie dreht sich um den Konflikt zwischen der Zivilisation des Gastlands und den Ansprüchen*

der Fremden. Und um die unvorhergesehene, doch zum Schluss unausweichliche Implosion so vieler kolonialistischer, imperialistischer und politischer Abenteuer, in deren Folge Europa sich in ein Spiegelreich verwandelt hat, wo die Grenze, der Feind oder die andere Seite des Vorhangs sich ins Herz des Mutterlands verlagert haben und tatsächlich wilde und rätselhafte Menschen aus dem Osten vom Himmel mitten ins westliche Leben und sein Selbstverständnis plumpsen, wie die abwegigen Helden von Salman Rushdies Buch.

Es geht auch um die Frage, was passiert, wenn Einwanderer, denen man früher die Assimilation verwehrt hatte, sich nun nicht assimilieren wollen, sondern einen Sonderstatus beanspruchen; wenn sie verlangen, dass unsere Gesetze und Wertvorstellungen, die wir als Errungenschaften der Aufklärung empfinden, ausser Kraft gesetzt oder jenen Gesetzen, Werten und Praktiken angepasst werden, die sie hinter sich gelassen haben; wenn sie das Recht beanspruchen, gar ihre theokratischen Sanktionen durchzusetzen gegen die Freiheit eben jener weltlichen Staaten, wo man ihnen Asyl gewährt hat oder Arbeit, eine Aufenthaltsgenehmigung oder gar die Staatsangehörigkeit.

Auch angesichts der Realität der Immigration – und 25 Millionen Fremdarbeiter sind eine Realität – beharrten die Europäer auf dem Glauben, dass Europäer zu sein wesentlich damit zu tun habe, dass man kein Einwanderer sei; dass man weiss sei und – der Aufklärung, der französischen Revolution und der Institution des säkularen Nationalstaats zum Trotz – Christ, worunter, wie wir jetzt sehen, freilich eher katholische oder protestantische als russisch orthodox oder äthiopische Christen verstanden wurden. Es hatte mit «europäischem» Benehmen zu tun und einer spezifisch europäischen Geschichte, die an bestimmten Orten verwurzelt war, verbreiteten Annahmen und Erwartungen und Illusionen über den Lauf der Welt. Es war nicht etwas, das man wie eine Suppe anreichern konnte mit Zutaten aus anderer Leute Gärten. Aus diesem Grund hat der Schock in Europa weniger damit zu tun, dass sich die Leute ihres «Immigrationsproblems» bewusst geworden wären – dass es eines gab, wussten alle seit langem – sondern dass sie sich bewusst wurden, dass sie darauf noch immer nicht vorbereitet waren. Seit Jahrzehnten kommen Einwanderer, gibt es Einwanderungsgesetze, Gewalt gegen und manchmal auch von Ausländern, doch es ist kaum je erörtert worden, was für eine Gesellschaft Europa schaffen soll oder will, nun da die Einwanderer in Europa Realität geworden sind. Kaum je ist die Rede davon, dass soziale,



*ethnische und demographische Veränderungen etwas mit Vitalität zu tun haben. Kaum je von kulturellem Gewinn. Kaum je von Sprachkompetenz. Niemand sagt dem kleinen Türkenmädchen in Berlin, was für ein Glück es hat oder wie clever es ist, zwei Sprachen zu sprechen, wo die deutschen Kinder nebenan nur eine können.*

*Es gibt zwei Millionen Türken in Deutschland. Acht Prozent der deutschen Bevölkerung sind Ausländer. Doch es gibt noch immer keinen offiziellen, legalen Ausdruck für Einwanderer. Es gibt keinen einzigen Gesetzestext, der das Vorhandensein von Einwanderern anerkennt, geschweige denn eine Einwanderungsgesetzgebung. Es ist also nicht weiter schwierig, zu verstehen, warum die Leistungen der Einwanderer ebenso wie ihre Leiden kaum je zur Diskussion stehen.*

*Lassen Sie mich zum Schluss feststellen, dass wir, statt aus der Geschichte zu lernen, und sei es aus den Nachrichten von gestern abend – der Alptraum der ethnischen Säuberungen in Bosnien, in Russland ein Wahnsinniger wie Schirinowski – das zu verlieren scheinen, was Nadescha Mandelstam einst so glänzend als den «Spielraum der bürgerlichen Heuchelei» beschrieben hatte. Sie meinte jenen zivilisierenden Abstand zwischen unseren schlimmsten Gedanken über andere und unserem Verhalten in der Welt. Wir sind dabei, uns an eine Sprache zu gewöhnen, die wir noch vor zehn Jahren nie benutzt hätten. Vor zehn Jahren hätte sich der Bürgermeister von Paris nie getraut, eine Rede wie letztes Jahr zu halten. Er sprach darin von Sympathie für einen hypothetischen französischen Arbeiter, der mit ansehen müsse, wie sein arabischer Nachbar für sich und – ich zitiere – «seine drei oder vier Frauen und seine zwanzig Bälger» Sozialhilfe kassiere, und dabei – ein weiteres Zitat – «wenn Sie dann noch an den Lärm und den Geruch denken», verrückt werde. Dies ist nicht so weit entfernt von dem, was ein Le Pen in Dreux erzählte, von Lärm in der Nacht während des Ramadan, von den Schafen, die zu Ehren von Abraham in den Hausfluren geschlachtet würden, vom Blut, das die Treppen hinunterflüsse. Der deutsche Journalist und Satiriker Wiglaf Droste erzählte mir, er habe in Frankfurt einen bulgarischen Nachbarn gehabt, der bei ihm im Hausflur tatsächlich geschlachtet habe und dass es in der Tat gestunken habe. Er sei dann zu dem Nachbarn gegangen und habe gesagt: «He, mich stört das, dieses Blut überall und dieser furchtbare Gestank!» Doch der Bulgare habe ihn nur angefaucht und weiter im Flur seine Tiere geschlachtet. Droste zog dann um nach Berlin. Er habe für dieses «Ausländerproblem» keine Lösung gesehen,*



doch er weiss, dass zu viele Menschen, zu viele Politiker sagen, für solche Probleme gäbe es keine Lösungen. Doch dies sind genau die Probleme, die gelöst werden oder zumindest als zu lösende Probleme anerkannt werden müssen, denn es gehört sich nicht für zivilisierte Menschen, das Kind mit dem Bad auszuschütten. Doch oft genug versuchen wir genau das. Vielleicht hört der Bulgare dann auf, in seinem Hausflur zu schlachten, wenn er nicht mehr an eine Rückkehr in die Heimat denkt, sondern Deutschland zu seiner Heimat macht. Oder vielleicht tut er es in Zukunft in einem Schlachthaus, falls eines zu diesem Zweck gebaut wird. Oder er überlässt das Schlachten einem Metzger. Oder seine Kinder werden erwachsen und überlassen es einem Metzger. Ist das Problem ein kulturelles, ein religiöses, ein nationales oder ein ökonomisches? Im Moment ist sich da niemand sicher.

Ich habe sonst tolerante Menschen in Europa klagen hören, die Osteuropäer, die innerhalb der EG frei herumreisten, seien «von den Europäern gar nicht mehr zu unterscheiden»; wenn die EG die Grenzen nicht schliesse, würden bald 40 Millionen Osteuropäer Frankfurt oder Clermont-Ferrand überrennen und den echten Europäern die Arbeit wegschnappen. Nun glaubt natürlich niemand, dass Westeuropa 40 Millionen Osteuropäer unterhalten könnte; das eigentliche Problem ist aber, dass sie für jene, die sich beklagen, nicht mehr «Europäer» sind, sondern Menschen, die «von den Europäern gar nicht mehr zu unterscheiden» seien. Aus westlicher Sicht liesse sich das ökonomisch so formulieren: Es müssen Unternehmer in den Osten gelockt werden, deren Betriebe den Osteuropäern auch entsprechen. Geschieht dies nicht, so wird Osteuropa zu einem zweiten Mezzogiorno, und alle wandern aus wie in den fünfziger und sechziger Jahren aus Süditalien. Doch mit «Ost» und «West» verbinden sich auch bestimmte Vorstellungen wie mit «Norden» und «Süden» oder «rechts» und «links». Im Westen oder Norden, stellt man sich vor, gibt es ein besseres Leben, als man selber hat. Unsere alten politischen Kategorien, die von den traurigen Realitäten Osteuropas vor dem Fall der Mauer bestätigt wurden, sind nutzlos, wenn wir die komplizierten und nicht immer zuträglichen Kämpfe um eine – ethnische, nationale oder religiöse – Identität beschreiben wollen, die zur Zeit um uns herum stattfinden. Bei dem, was wir jetzt haben, geht es wohl nicht so sehr um «links» und «rechts» als um das, was Michail Bachtin mit dem Begriff der «Heteroglossie» meint: Es ist ein Kampf zwischen verschiedenen Stimmen, und zwar auf dem Gebiet, das die Westeuropäer als ihre Geographie empfunden hatten. Rumänische Flüchtlinge, die nach Deutschland

*Cette plaquette a été achevée  
d'imprimer en juillet 1994  
sur les presses de  
l'Atelier Grand SA,  
imprimeurs-éditeurs  
au Mont-sur-Lausanne  
(Suisse)*